

**Deutscher  
Reporterpreis  
2011**

**Die 10 nominierten  
Texte in der Kategorie  
„Beste politische  
Reportage“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

1) Arntz, Jochen, Papa, ist das Leben schön? (0636)	03
1) Demmer, Ulrike, Die Ritter der Drachenburg (0138)	10
2) Feldenkirchen, Markus, Mutti gegen Goliath (0234)	19
3) Grossarth, Jan, Putenministerin (0327)	29
4) Neller, Marc, Die Privatisierer (0038)	35
5) Prosinger, Julia, Plädoyer für den Teufel (0407)	49
6) Rohr, Mathieu von, Der Erfolg der Madame Wut (0920)	58
7) Stefanidis, Alexandros, Ende einer Dienstreise (0107)	66
8) Stuff, Britta, Herr Schröder will es allen zeigen (0348)	73
9) Supp, Barbara, Der Sprung (0404)	84

## Papa, ist das Leben schön?

*Walter Kohl brauchte lange, um aus dem Schatten seines Vaters Helmut zu treten - fast zu lange. Statt der Mutter in den Tod zu folgen, versöhnte er sich schließlich mit sich selbst. Eine Begegnung.*

Jochen Arntz, SZ, 29.01.2011

Da war dieses Wort, das er gefunden, vielleicht erfunden hatte: Opferland. Jetzt wollte er darüber schreiben, über dieses Land, in dem er sich so lange gefangen gefühlt hatte, er wollte darüber nachdenken in einem Buch über sein Leben, das sich langsam fügte, sein Leben als Walter Kohl. Sohn der Eltern Hannelore und Helmut Kohl. So saß er an einem Winternachmittag mit einem Lektor im Esszimmer seiner Wohnung nahe Frankfurt und erzählte ihm vom Opferland. Der Lektor fand das Wort sperrig, schlug mit einem Lächeln vor, erst mal im Duden nachzuschlagen, ob es so etwas wie ein Opferland gebe.

Für Walter Kohl war das überflüssig, er war jetzt Mitte vierzig, und er wusste, dass er dieses Opferland erst vor kurzer Zeit verlassen hatte. Es gab ein paar Stationen bei seiner Ausreise, eine davon war ein Friedhof an einem warmen, hellen Sommertag in Ludwigshafen.

Walter Kohl stand am Grab seiner Mutter, in der Hand hatte er ein Päckchen Streichhölzer und ihren Abschiedsbrief. Er legte den Brief auf die Erde, unter der ihr Sarg lag, und zündete ihn an. Er verbrannte ihn zu einem Häufchen Asche. Er hatte erledigt, was sie ihm auf dem Stück Papier vor ihrem Selbstmord im Juli 2001 aufgetragen hatte: Er hatte sich um den Vater gekümmert. Vielleicht zu viel sogar. Er hatte versucht, dessen alltägliche Welt zu ordnen nach ihrem Tod, Rechnungen und Briefe gesichtet, das Dringlichste vorläufig sortiert, er hatte sich zum Assistenten Helmut Kohls gemacht.

Bald aber zeigte ihm der Vater, dass er keinen besonderen Wert mehr auf diese Hilfe legte. Das konnte er gut, so etwas zeigen. Und diesmal verstand Walter Kohl; er räumte also ein paar Kisten mit Unterlagen seines Vaters in sein Auto, fuhr nach Oggersheim zum Bungalow und stellte Helmut Kohl das ganze Zeug in die Diele. Mit besten Grüßen. Dann fuhr Walter Kohl zurück in sein Leben, er nahm die richtige Ausfahrt, hinaus aus dem Opferland, dem Sohn-vom-Kohl-Land. Und er schrieb das Buch.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jetzt ist es erschienen, Walter Kohl hat es "Leben oder gelebt werden" genannt. Untertitel: "Schritte auf dem Weg zur Versöhnung". Die Leute vom Integral-Verlag in München könnten in diesen Tagen ein paar Telefone mehr gebrauchen, denn ein Buch vom Sohn über den Altkanzler, das ist schon was. Aber was ist es? Eine Abrechnung? Das ist schnell gesagt.

Walter Kohl sitzt in einem kleinen Konferenzzimmer am Frankfurter Flughafen. Ein großer, wacher Mann im Zweireiher. Er hat nicht viel dabei, eine Aktentasche und sein Buch, das gespickt ist mit gelben Zetteln zwischen den Seiten.

Es ist früh am Morgen, draußen steht die Sonne noch tief, Walter Kohl ist kontrolliert und freundlich. In manchen Momenten ärgert er sich auch, sehr ruhig. Abrechnung. Er kann das nicht mehr hören. Seit ein paar Tagen ist sein Buch in den Läden, und vielen fällt nichts anderes ein, als es eine Abrechnung zu nennen. Journalisten mögen das Wort offensichtlich.

Walter Kohl hat schräg stehende Augenbrauen, die seinem Blick etwas Heiter-Spöttisches geben können, aber wenn er sich grämt, wenn die Brauen sich eng zusammenziehen, dann hat dieser Blick etwas Strenges. An diesem Morgen in Frankfurt entscheidet er sich für die heitere, die zugewandte Variante. Er sagt: "Wer glaubt, dass ich mit meinem Vater abrechnen möchte, der täuscht sich." Und je länger man mit ihm redet, mit einem Mann, der gelassen auf der Hut bleibt, desto mehr wird klar, dass er wohl recht hat. Denn er ist, und das klingt jetzt nur pathetisch, endlich versöhnt mit dieser Welt. Da geht es nicht nur um den Vater, sondern vor allem um den Sohn, ihn, Walter Kohl. Um eine Versöhnung mit sich selbst. Mit dem Sohnsein. Und es geht darum, anderen Mut zu machen, anderen Bewohnern eines Opferlandes. "Besorgt euch die Ausreisestempel!", sagt Walter Kohl. Und legt die Hände ganz ruhig auf den glatten Tisch.

Aber darf man das? Über einen Vater schreiben, sich auf 272 Seiten an ihm abarbeiten, an einem Mann, der mehr war als ein Vater, ein Politiker, dem auch seine alten Gegner so viel Respekt zollen?

Walter Kohl könnte es sich jetzt einfach machen. Er könnte aus dem Buch zitieren und sagen, dass ein Vater als Vater zu beurteilen ist, und nicht als Bundeskanzler. Und wer hätte das Recht dazu, wenn nicht er? Oder sein Bruder Peter.

Aber so leicht macht er es sich nicht. An diesem frühen Morgen in Frankfurt zählt er jeden einzelnen politischen Erfolg seines Vaters auf, und selbstverständlich ist er stolz darauf. Er sagt: "Ich würde meinem Vater auch nicht absprechen, dass er sich als Familienmensch gefühlt hat." Er, der Sohn, hat zu lange nach seiner Position gesucht, als dass er sich mit einem Wort wie Abrechnung zufriedengeben würde. Jetzt hat er

einen Standpunkt, seinen eigenen: Er ist Walter Kohl, 47 Jahre alt, verheiratet in zweiter Ehe, selbständiger Unternehmer in der Automobilbranche.

Die Klimaanlage bläst einen kalten Hauch in den kleinen Raum. Walter Kohl kennt das. Aus Asien, aus der Heimat seiner Frau Kyung-Sook, aus Korea.

Als sie ihm zum ersten Mal sagte, "Ich liebe dich", da dachte Walter Kohl: "Wie kann man einen Menschen wie mich lieben?"

Heute kann er leise darüber lachen. "Ich habe mein Leben aufgeräumt", sagt er über sein Buch. Er hat es Kyung-Sook gewidmet. Und man kann es auch so sehen, dass er seinen Vater beim Aufräumen dort hingestellt hat, wo er dem Sohn nicht mehr im Weg steht. Aber auch nicht vergessen wird. Wie denn auch? Wenn man den Sohn sieht, erkennt man gleich die Ähnlichkeit, die Statur, die Stimme, den Blick. Und, dosiert, hat auch er die Kraft der leutseligen Überraschung.

Ganz selbstverständlich sagt Walter Kohl an diesem Morgen Sätze wie: "Mein Vater hat sich nur selten mit uns Kindern beschäftigt, er war ein Gast in unserer Familie." Aber er stellt das einfach fest, er klagt nicht mehr an. Er lehnt sich zurück, wenn er redet. Und er sagt: "Ich denke, ich habe lange nicht verstanden, dass mein Vater dennoch glaubte, das Beste für uns zu tun."

Hat er noch Kontakt zu ihm?

Diese Frage, er antwortet kurz, Arme verschränkt: "Nein, eigentlich nicht." Das heißt, er sieht ihn nicht, er spricht ihn nicht. Aber mehr, als er es tut, kann man sich ja kaum mit seinem Vater beschäftigen.

Kennt der Vater das Buch?

"Ich gehe davon aus", sagt Walter Kohl. "Aber ich weiß es nicht."

In seinem Buch hat er den Bruch beschrieben. Kurz, sehr klar. Die neue Frau Helmut Kohls, Maïke Richter, gab ihm zu verstehen, dass sie kein großes Interesse an der alten Familie habe. So hat er es verstanden. Die Söhne und der alte Mann sahen sich dann immer seltener. Und dann fragte Walter Kohl seinen Vater: "Willst du die Trennung?"

Helmut Kohl antwortete knapp mit: "Ja!"

Und jetzt, wie geht es weiter?

"Alles ist denkbar, das Buch hat auch eine neue Situation geschaffen", sagt Walter Kohl. Er hebt die Hände in die Luft, ein wenig abwehrend. Dann dreht er die Handflächen nach innen, einladend. Er hat viele Vorträge in den letzten Jahren zum Thema Versöhnung gehalten. Werkzeugmaschinen für die Autoindustrie herzustellen, das muss ja nicht alles sein, bei seinem Leben. Versöhnung, erklärt Walter Kohl den Leuten immer wieder, die richtet nicht, und sie sucht keine Schuldigen.

Es ist wohl einfach so: Er hat seinen Vater erkannt. In allem. In dessen Bedeutung und in dessen Härte. Und auch in dem, was dieser Vater nicht konnte.

Walter Kohl hat auch sich erkannt, er hat gemerkt, dass es zu leicht ist, sich eigene Niederlagen immer nur mit der Bürde des großen Namens erklären zu wollen. Sich immer als Opfer sehen zu wollen. Und so ist Walter Kohl jetzt nicht mehr das Kind, das unter einem Namen leidet und sich lange Zeit in diesem Leiden ganz gut eingerichtet hatte.

"Opferland, das war mein way of life", sagt er, und man merkt ihm an, wie froh er ist, das alles hinter sich gelassen zu haben, dieses Land, in dem er als Sohn fast erdrückt wurde von der Größe des Vaters. Dieses Land, in das es für ihn jetzt keinen Weg zurück gibt - auch nicht hier am Frankfurter Flughafen, wo es so viele Startbahnen, Schnellstraßen und Eisenbahntrassen gibt, die am Ende zu jedem Ort dieser Welt führen. Aber nicht in dieses Land. "Es ist ja auf keiner Karte verzeichnet. Es hat keine Postleitzahl, man kann dort nicht hinfahren, muss man auch nicht - denn es kommt zu einem." Und bei Walter Kohl, da ist es sehr lange geblieben.

"Können Sie sich vorstellen, wie es ist, wenn man ein Preisschild auf seinem Leben hat? Wenn man erfährt, dass man fünf Millionen Mark wert ist, aber mehr auch nicht?"

Was für eine Frage.

Walter Kohl macht eine kleine Pause und schaut einem in die Augen, dann bald wieder weg, denn er kennt die Antwort. Wer kann sich das schon vorstellen? Darum geht es ja, um das Unvorstellbare einer Kindheit als Kanzlersohn.

Einer Kindheit, in der einem Polizisten erklären, wie man sich verhalten soll, wenn man entführt wird. In der man nebenbei erfährt, dass bei fünf Millionen aber Schluss

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gewesen wäre mit den Verhandlungen über das Lösegeld. Und der Schäferhund Igo, mit dem er so gerne spielte, der war für seine Sicherheit da. Ein trainierter Polizeihund. "Aber das wusste ich ja damals nicht", sagt Kohl. "Mein Vater hat das Kunststück fertiggebracht, für mich ein ferner, kaum greifbarer Vater gewesen zu sein, und mir gleichwohl kräftig seinen Stempel aufzudrücken." Das ist Walter Kohls Bilanz.

Man kann sich den Mann in dem schwarzen Anzug, einen kräftigen Mann, der sich aber schnell bewegen kann, noch ganz gut als Kind vorstellen. Das mag daran liegen, dass die Bilder von Helmut Kohl und seinen Söhnen, von Peter und Walter in ihren karierten Hemden, noch so präsent sind. Aber es liegt auch daran, dass dieser Mann, der einem mit fest sitzender Krawatte gegenüber sitzt, noch schnell lachen kann. Man kann ihm gut folgen in diese Kinderzeit der siebziger Jahre, als Walter Kohl am Ende beschloss, sich selbst ein guter Freund zu sein, wenn die anderen ihn schon wegen seines Namens hänselten und prügeln. Und er plötzlich zurückschlug. Er beneidete den Nachbarjungen, dessen Vater Lastwagenfahrer war, ein fröhlich hupender Arbeiter; und er hatte keine Ahnung, was sein eigener Vater, der Politiker, eigentlich machte. Aber der Sohn wurde schon dafür verachtet, was der Vater tat. Oder bewundert.

Wenn sie am Sonntag in Ludwigshafen oder Mannheim in die Messe gingen, Helmut, Walter und Peter, dann drängelten sich nach dem Kirchengang alle um sie. Jeder hatte noch eine Frage an den berühmten Mann. Walter, der Sohn, litt still. "Ich hasste es, und im tiefsten Inneren fühlte ich mich bestohlen, denn diese Leute raubten ein weiteres Stück von jener äußerst knapp bemessenen Zeit, die Vater uns Kindern widmete."

Warum hat er sich denn nicht geweigert, bei diesem Schaulaufen mitzumachen, bei den Familienfotos vom Wolfgangsee, die keine Familienfotos waren, sondern Wahlkampfmomente? Das nun ist für Walter Kohl eine wirklich seltsame Frage.

Da er ein höflicher Mensch ist, lacht er in sich hinein, legt den Kopf zur Seite und schweigt erst mal. Und als er merkt, dass er jetzt vielleicht doch was sagen sollte, da sagt er zunächst nur: "Wissen Sie, die Frage zeigt mir, dass Sie sich meine Welt von damals nicht wirklich vorstellen können." Er rollt das Panorama aus: "Wahlkämpfe, das waren doch Kämpfe um unsere Existenz als Familie. Eine schlechte Hochrechnung, ein schlechtes Endergebnis einer wichtigen Wahl, das kann auch wirtschaftlich vernichtend sein. Wer stellt denn schon einen Verlierer wieder auf?"

In diesen Sekunden, in dieser Antwort ist der ganze Druck wieder da, der Druck eines politischen Familienunternehmens, noch verstärkt in den Zeiten des Terrors in den siebziger Jahren, in denen Walter und Peter Kohl die Nachmittage in einem Bungalow verbringen mussten, der längst ein Hochsicherheitstrakt war, oder zumindest die Illusion davon.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Und der Vater, der große Vater, welchen Rat gab der für dieses Leben in seinem Schatten?

"Der sagte nur: Du musst stehen."

Aber was macht man, wenn man nirgendwo einen Platz findet, auf dem man stehen kann?

"Ich bin gegangen", sagt Walter Kohl.

Hoch in sein kleines Zimmer im Bungalow, das war der erste Rückzug. Tür zu, Gardinen zu. Dann weg zur Bundeswehr. Doch auch da kam es vor, dass er wegen seines Namens schikaniert wurde. Es gibt Offiziere, die haben Freude an so etwas. Später nach Amerika, als Investmentbanker. "Aber auch dort wurde ich eingeholt. Ich erinnere mich, wie ich 1990 in New York in einem Zeitungsladen stand. Plötzlich sehe ich die Schlagzeile auf dem Titel von Time - und das Bild meines Vaters: Mr. Germany."

Also ist er schließlich zurückgekommen. Sein Opferland, das Land in dem Walter nur der Sohn vom Kohl war, war nun überall, auf der ganzen Welt, jetzt, wo der deutsche Bundeskanzler in Moskau, Washington, Paris und London "Mr. Germany" war. Besser konnte es nicht kommen für den Vater, vielleicht härter nicht für den Sohn. Walter Kohl hat dafür einen schönen Satz gefunden: "Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Über mich ist zu sagen, dass ich zu lange im Schatten großer Ereignisse lebte."

Und es ging immer weiter. Sogar als dieser Vater nicht mehr Bundeskanzler war, und Walter Kohl dachte, jetzt hört bald auf, was er nie anfangen wollte: die Politik. Denn dann kam die Parteispendenaffäre, und wie damals auf dem Schulhof wurde der Sohn wieder für den Vater verachtet. Nur die Bewunderung, die gab es nicht mehr.

"Wissen Sie, ich war nie Mitglied einer Partei. Das war nicht meine Welt", sagt Walter Kohl. "Da war ich konsequent."

Das Buch hat ihm geholfen, seine Konsequenz wiederzufinden. Es gibt darin sehr offene Zeilen über das Leben und den Tod der Mutter: "Rückblickend glaube ich, bei aller Vorsicht der Beurteilung, sagen zu können, dass meine Mutter das Licht scheute - dies nicht im Sinne der Redensart, sondern im Sinne einer psychologischen Symbolik: Sie konnte und wollte ihr Leben nicht offen und ehrlich, eben bei Licht, betrachten." Das Leben an der Seite Helmut Kohls.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie lange hat er gezögert, das aufzuschreiben? "Sehr, sehr lange", sagt Walter Kohl. Er zögert sogar noch bei dieser Antwort. Aber jetzt ist es getan. Und so wie er einen anschaut, gibt es darüber nichts mehr zu reden.

Damals wollte er seiner Mutter folgen, dieses Leben verlassen, er hatte schon alles geplant. Das Ganze sollte wie ein Tauchunfall aussehen, irgendwo im Roten Meer. Er hatte sich extra eine neue Ausrüstung gekauft. Dann dachte er an seinen Sohn, denn auch er ist ja ein Vater. Er dachte an dieses Kind aus seiner ersten Ehe, das ihm schon einmal eine Frage gestellt hatte, die ihm den Boden unter den Füßen wegzog: "Papa, ist das Leben schön?"

Walter Kohl taucht noch heute mit der Ausrüstung, die er damals gekauft hat, um aus dem Leben zu gehen. "Unter Wasser kann ich schweben", sagt er. "Da bin ich ein glücklicher Mensch, schwerelos."

So nah am Glück wie an jenem Wochenende im November 1989, als er die Bilder im Fernsehen sah und nach Berlin flog. Den Vater hat er nicht getroffen in diesen Tagen, aber er hat auf der Mauer getanzt.

So unbeschwert ganz plötzlich, wie an jenem Tag im Sommer 2008, als er wieder in Bonn am Rhein war. Er sah den Kanzlerbungalow, den Garten, der leicht zum Fluss abfällt. Er ging hinein in das Haus, er stand im Wohnzimmer an der Stelle, wo er einst die Rede zum 60. Geburtstag seines Vaters gehalten hatte. So, wie der Vater sich das vorgestellt hatte. Er las ein Schild. Darauf stand, dass der Bungalow jetzt zum "Haus der Geschichte" gehört.

Und er dachte: "Die Welt, die dir so viele Schmerzen bereitet hat, sie ist ein Museum. Es ist vorbei."

Da ist seine Mauer gefallen. Und er ging hinaus aus dem Opferland.

## Die Ritter der Drachenburg

*Um die Bundeswehr umzubauen, muss Verteidigungsminister Thomas de Maizière die Missstände im eigenen Haus beseitigen. Das Wehressort leidet unter unklaren Zuständigkeiten, einer monströsen Bürokratie und der Rivalität zwischen Militär- und Zivilbeamten.*

Ulrike Demmer, Spiegel, 23.04.2011

Mit dem Ministerium ist es wie mit einem Gummiband", sagt Thomas de Maizière, "wenn es nicht unter Spannung steht, ist es nutzlos." Der Mann im Dreiteiler, mit der kantigen Brille und dem strengen Blick, den man sich gut als Schuldirektor vorstellen kann, ist um Anschaulichkeit bemüht. Er setzt die Fingerspitzen seiner rechten Hand locker nebeneinander auf den Tisch. In dieser Position würde ein rotes Haushaltsgummi wohl einfach an den Fingern hinunterrutschen.

"Sie müssen das Band unter Spannung setzen, damit es seinen Zweck erfüllt", sagt de Maizière. Er spreizt die Finger. Das imaginäre rote Gummi schneidet ins Fleisch. "Wenn es reißt, fliegt es einem um die Ohren. Dann tut's weh." Er legt die Hand wieder flach auf den Tisch.

Thomas de Maizière ist seit Anfang März Verteidigungsminister. Er soll die Bundeswehr reformieren und auch das dazugehörige Ministerium. Wie genau, das will er im Mai verkünden. Er wird den gesamten Apparat unter Spannung setzen, das steht fest. Ob er dabei Erfolg hat, wird über einen wesentlichen Teil der Bundeswehrreform und damit auch über das Schicksal der Regierung Merkel entscheiden.

Als Drachenburg über dem Rheintal beschreiben Beobachter und Mitarbeiter das Ministerium auf der Bonner Hardthöhe. Andere nennen es eine Schlangengrube, unregierbar. Das klingt so, als wären geheime Mächte oder wilde Tiere am Werk. Doch das Problem ist von Menschen gemacht. Diagnostiziert wird es seit Jahrzehnten.

Helmut Schmidt, damals Verteidigungsminister, klagte bereits 1969: Die Schwerfälligkeit der ministerialen Maschinerie habe "in der gesamten Bundeswehr zu Versäumnissen und Fehlleistungen" geführt. "Prestigebetonte Kompetenzstreitigkeiten zwischen zivilen und militärischen Abteilungen" führten zu "Enttäuschung und Verbitterung" der Truppe.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Damals ruhte das Verteidigungsministerium noch im Dornröschenschlaf des Kalten Krieges. Heute steht es im Zentrum der deutschen Außenpolitik. Kaum eine Woche vergeht, in der nicht über den Einsatz in Afghanistan diskutiert wird. Bundeswehrsoldaten patrouillieren auf dem Balkan, im Sudan, am Horn von Afrika und demnächst vielleicht in Libyen. Ständig kommen neue Aufgaben hinzu.

Die Bundeswehr müsse für ein breites Spektrum gerüstet sein, sagt der amtierende Verteidigungsminister Thomas de Maizière. Kampfeinsätze, Stabilisierung, Polizeiaufbau, Wahlbeobachtung. Für ein solches Programm braucht der Minister einen Apparat, der funktioniert. Eine Verwaltung, die ihn unterstützt, nicht behindert. Soldaten, die ihn beraten, nicht kuschen.

De Maizière will und soll das Ministerium zu diesem Zweck reformieren. So hat es das Kabinett beschlossen. Eine Mammutaufgabe. Wer die Arbeit des Behördenapparats eine Zeitlang studiert, fragt sich, ob sie sich bewältigen lässt.

Ministerium in Bonn, genannt Hardthöhe

Der Wachsoldat schiebt einen Zettel durch das Panzerglas seines Schalters. "Lageplan Hardthöhe" steht darauf. Er sieht aus wie ein Stadtplan. Etwa 2500 Mitarbeiter verrichten auf diesem Hügel am Rande von Bonn ihren Dienst. Es wirkt wie ein gemütlicher kleiner Stadtteil. Die Straßen haben Namen, Schilder und Bürgersteige. Auf dem Weg zum Hauptgebäude passiert der Besucher kleine Giebelhäuschen, einen Fischteich, einen Tennisplatz und einen Parkplatz für die Ferien-Wohnwagen der Mitarbeiter.

Im Haus 208 an der Kieler Straße ist die Dienstvorschriftenstelle untergebracht. Es riecht nach Staub und altem Papier. Alles, was im Ministerium schriftlich geregelt wird, ist hier abgeheftet. Und im Ministerium ist alles geregelt. Bis unter die Decke stapeln sich die sogenannten Zentralen Dienstvorschriften, in 21 mausgrauen Regalen, sortiert in ebenso graue Ordner.

Die Formaldienstordnung vom Februar 1987 ZDv 3/2 legt fest: "Das Ausführungskommando ‚Halt!‘ wird beim Niedersetzen des rechten Fußes gegeben."

Es gab mal die Idee, alle Regeln, die für den Einsatz in Afghanistan gelten, in einem Handbuch zusammenzufassen. Die Idee wurde verworfen. Die Soldaten hätten kein Handbuch, sondern eine ganze Bibliothek einpacken müssen. Einzeln betrachtet mögen die meisten der Regeln im Haus 208 sinnvoll sein. Zusammengenommen legen sie das Ministerium lahm.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Beim Einsatzführungsstab liegt eine faustdicke Akte. Die Papiere darin dokumentieren die Lähmung. In den Briefen und Gutachten geht es um Soldaten in Afghanistan, die sich wünschen, ein Fernmeldegerät provisorisch in ihren geschützten Fahrzeugen so einbauen zu dürfen, dass sie es während der Fahrt nutzen können. Bislang liegt das Gerät immer hinten im Stauraum. Wenn sie es einschalten wollen, müssen sie anhalten, aussteigen und das Gerät nach vorn holen. Das Aussteigen aus geschützten Fahrzeugen ist nicht ganz ungefährlich in Afghanistan.

Am 16. Januar vergangenen Jahres bittet deshalb ein Offizier von der Elektronischen Kampfführung um eine Ausnahmegenehmigung, um das Fernmeldegerät provisorisch in den Fahrgastraum eines Fahrzeugs einbauen zu dürfen.

Am 18. Februar beschließt der Referatsleiter Unterstützung/Einsatz im Einsatzführungsstab: Das Problem muss gelöst werden. Der Referatsleiter spricht mit den Soldaten in Afghanistan, die haben schon eine provisorische Halterung für das Fernmeldegerät entwickelt.

Der Referatsleiter kann aber allein nicht über die Ausnahmegenehmigung entscheiden. Er schaltet den Führungsstab der Streitkräfte, den Führungsstab des Heeres, den Bevollmächtigten des Hauptabteilungsleiters Rüstung beim Einsatzführungsstab, das Streitkräfteunterstützungskommando, die Zentrale Militärkraftfahrtstelle, das Logistikamt der Bundeswehr und die Rechtsabteilung des Ministeriums ein.

Die Zentrale Militärkraftfahrtstelle reagiert zuerst. Am 30. März listet sie auf einer halben DIN-A4-Seite Risiken auf, die mit dem Einbau des Fernmeldegeräts verbunden sind. Außerdem seien das Streitkräfteunterstützungskommando und die Wehrtechnische Dienststelle 91 Geschäftsfeld Ergonomie zu beteiligen.

Am 31. März warnt das Logistikamt der Bundeswehr, es dürfe zu "keiner Gefährdungserhöhung für die Besatzung" kommen. Wenn das Fernmeldegerät nicht ordnungsgemäß befestigt werde, könne es "durch Sekundärwirkung" wie etwa eine Detonation durch den Innenraum geschleudert werden.

Am 7. April springt das Streitkräfteunterstützungskommando dem Logistikamt bei: "Bereitgestellte Arbeitsmittel dürfen nur entsprechend ihrer Zweckbestimmungen benutzt werden."

Im Logistikamt sind die Bedenken inzwischen auf vier Seiten angewachsen. Am 8. April schreibt der Amtschef: "Aufgrund des bestehenden erheblichen Risikos und der Gefahr für Leib und Leben der Fahrzeugbesatzung empfiehlt LogABw mit besonderem Nachdruck, keine Ausnahmegenehmigung zur mobilen Nutzung des Fernmeldegerätes zu erteilen."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am 27. Mai stellt auch der Führungsstab der Streitkräfte fest, ein solches Provisorium werde "seitens FÜ S IV 4 nicht mitgetragen". Aus hiesiger Sicht verbiete sich durch die "aufgezeigte Gefahr für Leib und Leben" eine Zulassung nach der Straßenverkehrs-Zulassungs-Ordnung und der Fahrzeug-Zulassungsverordnung.

Die Verantwortung will keiner übernehmen. Am 9. Juni schließlich, fünf Monate später, trifft der Leiter des Einsatzführungsstabs eine einsame Entscheidung. Er ordnet an, dass die Soldaten in Afghanistan ihr Fernmeldegerät provisorisch einbauen dürfen. Ohne Ausnahmegenehmigung.

Die Akte über das Fernmeldegerät dokumentiert die organisierte Verantwortungslosigkeit im Verteidigungsressort. Und sie belegt die Ineffizienz eines Apparats, in dem auch kleine Entscheidungen an der Spitze des Hauses getroffen werden. "Mitzeichnungshörigkeit" nennen die Soldaten das Phänomen, dass alle bei allen Problemen mitreden, aber keiner das Problem löst. So kommt es, dass ein Großteil der Bundeswehrkräfte in der Etappe Dienst tut. Bei 228 000 Soldaten ist es derzeit gerade mal möglich, etwa 7000 Soldaten gleichzeitig in den Auslandseinsatz zu schicken.

Berlin, Bendlerblock, Haus 7, Raum 6108

Es tagt die sogenannte Ad-hoc-Arbeitsgruppe. Sieben Offiziere und Beamte in Berlin blicken auf einen leinwandgroßen Bildschirm, der sieben Offiziere und Beamte in Bonn zeigt. Die Bonner sitzen vor einem blauen Vorhang. Es sieht so aus, als würden sie gleich ein Theaterstück aufführen.

Es geht um Wirkmittelwerfer, Minenräumgeräte und geschützte Fahrzeuge für die Sanitäter. Das Gespräch verläuft schleppend. In Berlin fragt der Leiter der Arbeitsgruppe. In Bonn antwortet derjenige, der sich angesprochen fühlt. Nicht immer fühlt sich jemand angesprochen. In diesen Momenten der Stille dröhnt das Surren der Lüftung bedrohlich laut.

Nach etwa einer Stunde wird der Leiter der Arbeitsgruppe ungehalten. Es geht jetzt um einen Bagger.

"Wir haben das Gerät 2008 beantragt. Heute, im Jahr 2011, ist immer noch keines einsatzbereit. Wie kann das sein?"

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In Bonn schiebt sich vom rechten Bildschirmrand ein Kopf in die Optik der Kamera.

"Es geht hier um die Projektierung für einen völlig neuen Prototyp. Dahinter steckt eine sehr komplexe Technologie, die sehr hohen Anforderungen gerecht werden muss", sagt der Kopf. Seine Uniform verrät, dass er ein Soldat des Heeres ist.

"Wir brauchen keine 150-prozentigen Goldrandlösungen. Wir brauchen schnelle praktikable Lösungen", brummt der Chef, "ab sofort wird das Sekretariat der Ad-hoc-Arbeitsgruppe den Prozess moderieren."

Stille.

"Warum sagt jetzt keiner mehr was?", fragt der Chef.

"Warum sollten wir ‚Hurra‘ schreien, wenn uns die Verantwortung entzogen wird", antwortet der Kopf.

Die Ad-hoc-Arbeitsgruppe ist der Versuch einer Reform vor der Reform, eilig eingesetzt, um Bürokratie zu beschleunigen, abzukürzen, zu vereinfachen. Abbauen kann sie die Bürokratie nicht. Dem Erfolg des Projekts sind damit enge Grenzen gesetzt.

Das Sekretariat der "Ad-hoc-Arbeitsgruppe zur Verbesserung der Ausrüstung im Einsatz" hat seinen Sitz im Bendlerblock, Haus 6, Raum 6108. Weil das Büro viele kleine Fenster mit gotischen Spitzbögen hat, nennen die Soldaten es "die Kapelle".

"Ein bisschen göttlichen Beistand braucht man hier schon", sagt Thorsten Puschmann, Oberst, 48, seit 28 Jahren bei der Bundeswehr. Puschmann ist groß, mit einem breiten Grinsen. Er grinst häufig, denn das Sekretariat der Arbeitsgruppe ist im Haus nicht besonders beliebt. "Wir sind die Wadenbeißer oder, positiver ausgedrückt, die Kümmerer", sagt Puschmann, "wir beschleunigen durch steuerndes Eingreifen. Wir verschlanken. Wir prüfen, ob irgendwo totadministriert wird."

Rüstungsprojekte, die totadministriert sind, gibt es reichlich. Berühmt ist das Transportflugzeug A400M. Bestellt vor acht Jahren. Auslieferungstermin: eventuell Ende 2014. Deutsche Gesamtkosten: 9,25 Milliarden Euro. Mit dem Kampfhubschrauber "Tiger" fliegen die Franzosen in Afghanistan längst Einsätze, beim deutschen Modell basteln die Ingenieure noch am Kabelbaum. Die Hightech-Schutzweste für den "Infanteristen der Zukunft" ist so voluminös und schwer, dass der Soldat nur noch mit Mühe in sein Fahrzeug ein- und aussteigen kann.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Puschmann und sein Kollege haben eine Liste erstellt mit Projekten, die einen Kümmerer brauchen. Auf 20 DIN-A3-Seiten haben sie 157 Projekte erfasst. Wenn die Position auf der Liste rot markiert ist, besteht sofortiger Handlungsbedarf.

Sofortiger Handlungsbedarf bestand zum Beispiel bei den acht Dingos. Puschmann nennt sie seine "Weihnachtsdingos". Als Puschmann Anfang Dezember mit einem Kameraden in Hesedorf telefoniert, erfährt er zufällig davon. In Hesedorf gibt es das Materialwirtschaftsdepot der Bundeswehr, eine Werkstatt für den Einsatz.

Seit Wochen stehen dort Dingos, die die Soldaten in Afghanistan dringend brauchen. Acht geschützte Fahrzeuge, in denen die Waffen per Fernbedienung gesteuert werden können. Doch die Waffen samt Halterung und Fernbedienung stehen noch in Darmstadt.

Puschmann sorgt dafür, dass sie von Darmstadt nach Hesedorf transportiert werden.

Eine Woche später greift Puschmann, der Kümmerer, erneut zum Hörer. Jetzt liegen die Waffenstationen zwar schon neben den Dingos, aber keiner will sie montieren. Der Einrüstungsvertrag mit dem Hersteller sei noch nicht abgeschlossen, heißt es in Hesedorf.

Puschmann ruft beim zuständigen Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung (BWB) in Koblenz an. Es seien noch Fragen offen, die der Hersteller beantworten müsse, heißt es dort.

Also ruft Puschmann beim Hersteller an. "Die Fragen haben wir vor sechs Wochen beantwortet", sagt ein freundlicher Mitarbeiter. Wie sich herausstellt, hat der Hersteller einem Mitarbeiter des BWB eine E-Mail geschrieben. Aber der Adressat im BWB ist seit Wochen krank. Dank Puschmann sind die Dingos am 28. Dezember in Afghanistan.

"Pfadabhängigkeit" nennt die Soziologie die Schwierigkeit von Parteien, Behörden oder Unternehmen, sich zu verändern, den Kurs zu wechseln. Ist die Richtung einmal festgelegt, lassen sich gerade große Institutionen nur sehr mühsam auf einen anderen Pfad bringen. Das Verteidigungsministerium läuft seit fast 60 Jahren immer in eine Richtung, wie eine Dampflok auf Schienen. Wie soll ein solcher Koloss die Spur wechseln?

Bendlerblock, Berlin, Büro von Generalmajor Peter Bohrer

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bohrer ist "Der Chef". So nennen die Soldaten den Leiter des Führungsstabs der Streitkräfte. Er ist die rechte Hand des Generalinspektors. Bohrer, graumelierte kurze Haare, Brille, ist Vorgesetzter von 440 Mitarbeitern. Er ist 54 Jahre alt, Zwei-Sterne-General, seit 34 Jahren Soldat.

Wie die meisten Soldaten bei der Bundeswehr ist Bohrer etwa alle zwei Jahre versetzt und beurteilt worden. Er ist ununterbrochen in der Profilierungsphase, sozusagen in einem fortwährenden Wahlkampf für die eigene Person. Er hat gelernt, Erfolge zu vermelden und Probleme zu verschweigen. Die Dienstposten im Ministerium gelten als Sprungbrett. Wer Karriere machen will, der wird in dieser Zeit besonders darauf achten, Erfolge zu vermelden und Probleme zu verschweigen. Diese Karriereplanung verleitet die führenden Köpfe im Ministerium zur Tatenlosigkeit. Reformen sind für solche Menschen nichts.

"Bitte zitieren Sie mich nicht", sagt Bohrer in jedem zweiten Satz und rutscht auf seinem Bürostuhl unruhig hin und her. Er hat Angst, etwas Falsches zu sagen. Bohrer findet, dass im Ministerium zwei Mentalitäten aufeinanderprallen, die nicht zusammenpassen. Die Soldaten wollen ihren Auftrag erfüllen. Den Beamten geht es um ordnungsgemäßes Verwaltungshandeln. Die Beamten sind der Feind.

"Amt Blank" hieß der Vorläufer des Verteidigungsministeriums, benannt nach seinem Leiter Theodor Blank. Die Angst vor allem Militärischen war damals noch sehr groß.

Im März 1956 fügt deshalb der Bundestag in das Grundgesetz den Artikel 87b ein. Darin steht, dass die Wehrverwaltung nicht Teil der Streitkräfte ist. Verwaltung und Militär sollen wie zwei Säulen nebeneinander der politischen Führung unterstehen. Primat der Politik heißt das Prinzip. Das Sagen im Ministerium haben die Beamten. Das heißt: Wenn die Soldaten einen Panzer brauchen, entscheiden Beamte darüber, welcher Panzer in welcher Stückzahl bei wem gekauft wird. Das soll Politik und Militär in der Balance halten. Stattdessen betrachten sich Soldaten und Beamte als Gegner. Die Beamten sehen sich als Kontrolleure des Militärs. Die Soldaten halten die Beamten für Blockierer. 87b-Mafia nennen sie ihre zivilen Kollegen.

Bonn, Hardthöhe, Sitzungssaal "Alter Fritz" Der Arbeitsstab Umbau, kurz ASU genannt, tagt. "Bundeswehr der Zukunft" steht auf dem Bildschirm am Kopfende des Raums. Im "Alten Fritz" wird die Reform geplant. 22 Menschen haben sich zu dem Schaltgespräch versammelt. Nur 8 von ihnen sind Soldaten.

Ein Offizier in Berlin trägt vor: "Im Haus verbreitet sich die Sorge, dass dem Generalinspekteur zu viel Macht weggenommen wird." Der Führungsstab der Streitkräfte arbeite nicht richtig zu.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Das klingt ja nicht sehr freudig", sagt Christoph Reifferscheid, Ministerialdirigent auf der Bonner Hardthöhe. Reifferscheid trägt Nadelstreifen und goldene Manschettenknöpfe. Er ist Chef des ASU. Reifferscheid fühlt sich als Unternehmensberater. Die Soldaten nennen ihn den "Totengräber" des Militärs.

Es gehe um Prozesse, sagt er, wie bei der Autoproduktion. "Erstens müssen wir die Unternehmenspolitik bestimmen. Zweitens die Ressourcen feststellen. Drittens läuft das Auto vom Band." Während er das sagt, schlägt Reifferscheid dreimal mit der Handkante auf den Tisch.

"Zack, zack, zum Ziel."

Der Beamte filetiert das Ministerium wie ein Stück Fleisch.

Vor ihm liegt ein Blatt Papier. Abgebildet sind weiße, blaue und grüne Kästchen - wie bei einem Brettspiel. 15 weiße und blaue Kästchen gibt es, diese Abteilungen werden von Beamten geleitet. Für die Soldaten bleiben 6 grüne Kästchen.

Dem Generalinspekteur hat Reifferscheid ein Kästchen auf der Ebene der beiden Staatssekretäre zugewiesen. Damit habe man das Militär doch sogar gestärkt, sagt Reifferscheid, der Generalinspekteur unterstehe jetzt direkt dem Minister, nicht mehr den Staatssekretären. Aber die Soldaten haben das Lineal angelegt und festgestellt, dass Reifferscheid das grüne Generalinspektors-Kästchen 3,5 Millimeter tiefer gemalt hat als die weißen Staatssekretärs-Kästchen.

"Der Soldat ist nicht der Boss", sagt Christoph Reifferscheid, und er werde es auch nie sein. Nach einer kurzen Pause schiebt er hinterher, aber es sei "die kulturelle Herausforderung schlechthin, das Zivile mit dem Militärischen zu versöhnen".

1970 versuchte Verteidigungsminister Helmut Schmidt gemeinsam mit Generalinspekteur Ulrich de Maizière, dem Vater des heutigen Verteidigungsministers, die Position des Militärs zu stärken. Im Blankeneser Erlass verschafften sie dem Generalinspekteur und den Inspektoren von Luftwaffe, Heer und Marine mehr Macht. Den Konkurrenzkampf zwischen Militär und Beamtentum hat das nicht beendet.

Im Gegenteil. Die Reformkommission unter Arbeitsagentur-Chef Frank-Jürgen Weise hat im vergangenen Oktober ein erschreckendes Bild gemalt von den Zuständen im Ministerium: Gutausgebildete und hochmotivierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter behinderten sich gegenseitig "in Strukturen, die nicht erfolgfähig sind".

Weise forderte, das Ministerium zu halbieren, die Führungsstrukturen zu straffen und den Einkauf von Rüstungsgütern besser zu organisieren. Kosten darf das alles nichts. 8,3 Milliarden Euro soll der Verteidigungsminister in den kommenden fünf Jahren einsparen.

"Ich bin finster entschlossen", sagt Thomas de Maizière. Der Bundesverteidigungsminister hat eine neue Reformarbeitsgruppe gegründet. Der ASU heißt nun ASR, Arbeitsstab Strukturreform. Im ewigen Kampf zwischen Beamten und Soldaten ist die Runde dieses Mal an die Soldaten gegangen. Der Beamte Reifferscheid ist zum Stellvertreter degradiert.

Ein Soldat ist jetzt sein Boss.

## Mutti gegen Goliath

*Der Andenpakt galt lange als mächtigstes Männerbündnis der deutschen Politik. Dann kamen den Herren aus dem Westen der Fall der Mauer und Angela Merkel in die Quere. Auf dem CDU-Parteitag in Karlsruhe wurde nun das Ende des Pakts besiegelt.*

Markus Feldenkirchen, Spiegel, 22.11.2010

Huck ist nicht hingefahren. Er wollte sich die Sache nicht mehr ansehen, er hätte sich zu sehr auf-geregt, und traurig wäre er auch gewesen. Der Generalsekretär des Andenpakts, des mächtigsten Männerbündnisses der CDU, hat sich den Parteitag in Karlsruhe nicht mehr angetan, er ist zu Hause in Braunschweig geblieben, nicht mal den Fernseher hat er angemacht.

Der Protokollchef des Pakts hat Huck am Morgen per Telefon über all die schlechten Nachrichten informiert, die gefeierte Rede Angela Merkels, ihr gutes Wahlergebnis von 90 Prozent, den Abschied seiner Freunde aus der Parteiführung. Das Ende seines Andenpakts.

"Mutti hat sie alle um den Finger gewickelt", sagt Huck. Die Gegnerin hat gesiegt, die CDU gehört jetzt ihr.

"Es ist furchtbar."

Der Generalsekretär sitzt an seinem Küchentisch, schlürft einen Kaffee, schüttelt den Kopf. Es ist der Dienstag vergangener Woche, am Vortag hat sich Merkel als Parteichefin bestätigen lassen, seit zehn Jahren sitzt sie der CDU schon vor, seit fünf Jahren ist sie Kanzlerin. Auch der Rest der Parteispitze ist nun nach ihren Wünschen besetzt. In den Zeitungen steht an diesem Tag, Merkel habe die volle Macht über ihre Partei erobert. Sie sei jetzt ohne ernstzunehmende Gegner. Die Gegner waren Huck und seine Paktbrüder.

"Karlsruhe ist eine Zäsur", rief Merkel am Ende ihrer Rede den Delegierten zu. Tatsächlich ist vorige Woche eine konservative Ära zu Ende gegangen, die Ära des Andenpakts. Der Männerbund ist jetzt in etwa so einflussreich wie ein ordentlicher Kegelclub.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie aber konnte es so weit kommen? Wie konnte das verschwiegene und stabilste Bündnis der deutschen Politik am Ende gegen eine einzelne Frau verlieren? Und das in einem Betrieb, über den es hieß, dass nichts so wichtig sei wie eine gute Seilschaft?

Die Geschichte vom Andenpakt und Angela Merkel ist die deutsch-deutsche Version von "David gegen Goliath". Es ist eine wundersame Geschichte von rund 15 Männern aus dem Westen und einer Frau aus dem Osten, an deren Ende die Außenseiterin gewinnt. Sie erzählt viel über die Grenzen von Loyalität und Freundschaft in der Politik. Karlsruhe war der Abschluss in einem Macht- und Kulturkampf, der einzigartig ist in der Parteiengeschichte der Bundesrepublik.

Hucks Männer waren einst angetreten, um die Nachfolge von Helmut Kohl zu übernehmen. Es galt als ausgemacht, dass einer von ihnen die Partei und später auch Deutschland führen sollte. Die Zukunft war beschlossen, bevor sie begann.

Aber dann kamen den katholischen Männern aus der Bonner Republik der Fall der Mauer und Angela Merkel dazwischen. Fast alle Paktbrüder haben nun die Konsequenz aus diesem "historischen Unfall", wie sie Merkel gern nennen, gezogen. Von Peter Müller, dem saarländischen Ministerpräsidenten und einem der letzten Übriggebliebenen, heißt es, er sei furchtbar amtsmüde. Zuletzt sah man ihn während einer Landtagsdebatte Computerschach spielen. Friedrich Merz hat sich schon vor einiger Zeit resigniert aus der CDU-Führung zurückgezogen. Der große Rest trat in Karlsruhe ab.

Es dauerte knapp 15 Minuten, bis Merkel ihre Gegner am Montag der Reihe nach aus der Parteiführung verabschiedet hatte: Friedbert Pflüger, Günther Oettinger, Ole von Beust, Christian Wulff, Roland Koch, sie alle gehen jetzt anderen Aufgaben nach. Merkel stand auf der Bühne, lächelte vergnügt, machte ein paar heitere Bemerkungen, versuchte den aufbrandenden Applaus für Roland Koch mit einer verlegenen Handbewegung zu dämpfen, dann war ihr Sieg besiegelt.

"Ich hätte nicht gedacht, dass es jemals so kommen wird", sagt Huck an seinem Küchentisch. "Wir haben Mutti unterschätzt." Er ist 62 Jahre alt, ein lustiger Mann mit Louis-de-Funès-Gesicht. Als Klingelton für sein Handy wählt Huck manchmal Entengequake. Gerade aber wirkt er nicht sehr lustig. "Es ist bitter, wenn eine ganze Generation aus Talentierten verschwindet, wenn nach und nach alle weggehauen werden." Seine Stimme klingt wehmütig. "Kommen Sie", sagt er. "Ich zeig Ihnen was."

Er steht auf, geht ins Treppenhaus und steigt die Stufen hinauf in die dritte Etage, bis unters Dach. Überall in seinem Haus stehen und hängen Andenpaktfotos, Besuch in Ungarn, in Madrid, in Südafrika, Besuche in der halben Welt, Bilder aus einer Vergangenheit, als die Zukunft noch Großes versprach, mal lächelt Koch von den Fotos, mal Müller oder Wulff, und mittendrin immer Huck.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Seit drei Jahrzehnten dient er dem Pakt als Generalsekretär. Er führt das Sonderkonto "Andenpakt" bei der Deutschen Bank Braunschweig, organisiert die Treffen in Deutschland und die Reisen ins Ausland. Anders als seine Freunde ist er nie in die große Politik eingestiegen. Nach seiner Zeit im Vorstand der Jungen Union wurde er Wirtschaftsanwalt und Notar. Die Schlachten seiner Freunde hat er trotzdem hautnah mitbekommen, oft sogar gesteuert. "Ich hab in meinem Handy alle Telefonnummern", sagte Huck gern. "Damit kann ich mehr bewegen als im Reichstag."

Bis zum Sommer 2003, als der SPIEGEL seine Existenz enthüllte, ist der Andenpakt unentdeckt geblieben, der Mythos rührte auch von seiner Verschwiegenheit. Für diese Recherche fanden Gespräche mit fast allen Mitgliedern statt. Doch weil sie den Pakt noch immer für etwas Verschworenes halten, wollen sie nicht in der Zeitung lesen, dass sie doch über ihn geredet haben. Huck hat damit weniger Probleme, er redet.

Wie erklärt er sich also, dass die meisten Paktfreunde nun nicht mehr mitspielen mögen? Huck denkt, dann sagt er: "Die Summe aller Erklärungen lautet: Verdruss über die Spitze. Verdruss über Mutti."

Er ist jetzt oben im Arbeitszimmer angekommen. Dort, in einem Leitz-Ordner, versteckt zwischen anderen Papieren, hat Huck jenes Dokument abgeheftet, mit dem alles begann. Es ist ein fester, leicht vergilbter Briefbogen der venezolanischen Fluggesellschaft Viasa, auf beiden Seiten beschrieben. Auf seinem Kopf sind auf Spanisch drei Rubriken vorgedruckt: "Abflugsort", "Über" und "Zielort". Dahinter steht mit Kugelschreiber geschrieben: "Caracas", "Anden" und "Santiago". Und ein Datum: "25. Juli 1979".

Zwei Tage vorher ist der zwölköpfige Bundesvorstand der Jungen Union unter Führung von Matthias Wissmann morgens um sieben in Caracas eingetroffen. Gleich nach der Ankunft reiht sich Termin an Termin, die Konrad-Adenauer-Stiftung hat die Tage zugepflastert. Während des Nachtflugs VA 930 von Caracas nach Santiago de Chile aber kippt die Stimmung. "Ich versuche seit zwei Tagen, Zahnpasta zu kaufen, komme aber nicht dazu", jammert ein Vorstandsmitglied, ein anderes klagt, dass gar keine Zeit für die Mädchen an der Copacabana vorgesehen sei. Zwischendurch skandieren sie "Heck muss weg!", gemeint ist Bruno Heck, der Vorsitzende der Adenauer-Stiftung. Auch Delegationsleiter Wissmann gerät ins Visier. Zur ausgelassenen Stimmung trägt eine Flasche zollfreien Whiskys der Marke Chivas Regal bei, die schnell geleert ist.

Huck beschließt, ein Manifest aufzusetzen. Er nimmt das Papier der Fluglinie und schreibt den ersten Satz: "Die Lage ist da." Die Gruppe johlt, Huck schreibt weiter: "In Sorge um die hochkarätig besetzte Delegation und zum Schutze der Gesundheit

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

schließen wir uns hiermit zum Pacto Andino Segundo zusammen." Die zentrale Forderung lautet: "Mehr Ambiente in der Politik." Das Manifest endet mit der Feststellung: "Es lebe die Bevölkerung der Anden und der umliegenden Tiefebene, zu deren Interessenwahrung der Pakt geschlossen wird."

Als Huck fertig ist, unterzeichnen alle Delegationsmitglieder mit einem Phantasietitel, "Oppositione Wissmann", schreibt einer, Friedbert Pflüger malt eine geballte Faust neben seinen Namen, Huck unterschreibt mit "El secretario General", dem Titel, den er bis heute trägt.

"Sie sehen, es handelte sich eigentlich um einen großen Witz", sagt Huck in seinem Arbeitszimmer, den Blick auf das Manifest gerichtet. Jeder, der später zum Pakt hinzustößt, erhält eine Kopie. Verbunden mit der Mitgliedschaft ist das Versprechen, den Paktbruder pfleglich zu behandeln, nie seinen Rücktritt zu fordern, ihm, wenn es geht, zu helfen, vor allem aber: nicht zu schaden.

Dieses Versprechen ist die eigentliche Stärke der Seilschaft in einer Welt, in der die Kritik des Parteifreunds tödlicher sein kann als alle Rücktrittsforderungen der Opposition zusammen. Ohne die Solidarität des Andenpakts hätte Roland Koch seine Parteispendenaffäre wohl nie überlebt. Aus dem Witz war Ernst geworden. Bis heute sind aus dem Andenpakt ein Bundespräsident, sechs Ministerpräsidenten, ebenso viele Landesvorsitzende, etliche Minister und vier stellvertretende Parteichefs hervorgegangen.

Damals verband sie nicht mehr als ihre Jugend und ein Lebensgefühl, das gegen die 68er gerichtet war und auch gegen die Spießigkeit der eigenen Partei. Als "unsere gemeinsame Kampfzeit" beschreibt Peter Müller die Zeit in der Jungen Union. "Einmal sind wir gemeinsam durch Berlin gelaufen und haben skandiert: ‚Erich, die Mauer muss weg!‘" Hinter der Mauer lebt das FDJ-Mitglied Angela Merkel.

Im Sommer, da sich der Andenpakt aufmacht, die Partei und das Land zu erobern, feiert sie ihren 25. Geburtstag. Sie hat erst kürzlich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Physikalische Chemie in Ost-Berlin angetreten. Mit Ehemann Ulrich lebt sie in einer Einraumwohnung in der Marienstraße, zu der auch ein Kofferfernseher aus DDR-Produktion gehört - mit schlechtem Westempfang. Kurz nach Gründung des Pacto Andino wird Merkel Kulturbeauftragte der FDJ und damit zuständig für "Agitation und Propaganda". Es spricht wenig dafür, dass sie dem Andenpakt einmal in die Quere kommen wird.

Als Angela Merkel 21 Jahre später, am 10. April 2000, zur Vorsitzenden der CDU gewählt wird, gehen die Paktbrüder von einer Übergangslösung aus, geboren aus der Not der Spendenaffäre. Merkel ist ein Zugeständnis an die Zeit. Es braucht jetzt eine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Unschuldige und Unbelastete, frei vom Geruch der Korruption, den Helmut Kohl und seine Freunde aus dem Westen hinterlassen hatten. Eine Frau aus dem Osten soll aushelfen, die Glaubwürdigkeit wiederherzustellen. Bis die ärgerliche Sache mit den Spenden vergessen ist.

Es dauert nicht lange, bis die Herren ihr zeigen, wie die wahren Kräfteverhältnisse in der CDU aussehen. Anfang Dezember 2001 beruft Generalsekretär Huck ein außerordentliches Treffen des Andenpakts in Berlin ein. Es geht um die Frage, wer der nächste Kanzlerkandidat werden soll, Merkel oder der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber. "Wir haben damals beschlossen: Stoiber", sagt Huck.

Nach und nach melden sich die Mitglieder des Andenpakts bei der Vorsitzenden, um sie zum Verzicht zu drängen. Bis dahin hatte sie von der Existenz des Pakts nicht mal gehört, die meisten seiner Mitglieder hatte Merkel zu ihren Unterstützern gezählt, selbst Roland Koch.

In einem Gespräch, das beide Seiten später als "Brüll-Telefonat" bezeichnen, spricht Koch der Vorsitzenden die "Berechtigung" zur Kandidatur ab, der nötige Rückhalt fehle ihr sowieso. Merkel fliegt nach Wolfratshausen und bietet Edmund Stoiber die Kanzlerkandidatur an.

In der Rückschau bereuen die meisten Mitglieder des Andenpakts ihren frühen Sieg über ihre Gegnerin und ihr Votum für Stoiber, der im September 2002 gegen Gerhard Schröder verliert. "Es wäre besser gewesen, damals Frau Merkel zu nehmen", hat Friedrich Merz neulich im kleinen Kreis bekannt. "Dann wäre sie für immer erledigt gewesen."

"Ich habe den Andenpakt unterschätzt", sagt Merkel später. Aber sie lernt aus diesem Fehler. Von nun an weiß sie, dass der Kreis die größte Gefahr für ihre Macht bedeutet.

An einem Sonntagabend im Oktober sitzt Huck in einer Tapas-Bar im schönen Viertel Barceloneta, bestellt frittierte Tintenfische und redet über Ambiente. Mit dem Ambiente hatte ja alles begonnen.

Auch Huck tritt inzwischen kürzer, er verbringt viel Zeit in seiner Zweitwohnung in Barcelona. In den 31 Jahren, in denen der Pakt bestand, sind die Paktbrüder jedes Jahr ins Ausland gefahren, die Reisen werden intern "Maßnahme" genannt. In diesem Jahr hat Huck seine Freunde über Pfingsten nach Barcelona gelotst, er wollte ihnen seine zweite Heimat zeigen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das Wort "Ambiente" komme aus dem Mediterranen, sagt er, es habe viel mit der Leichtigkeit des Seins zu tun und umfasse "alles, was man schmecken, fühlen, sehen kann".

"Die Kathedrale da drüben ...", Huck zeigt auf den Turm, "... die Wäscheleine, das orange Licht der Straßenlaterne: Das ist Ambiente." Er ruft den Kellner und bestellt einen Kaffee. "So ein Cortado übrigens auch."

Huck schmeckt seinen Worten nach, er ist zufrieden mit ihnen. "Wenn man in der DDR groß geworden ist, wo es kein Ambiente gab, dann hat man da natürlich kein Gespür für." Er nimmt einen Schluck Cortado. "Ich kann ja Ambiente nicht studieren, ich kann's nur erleben." Es gehört zum Wesen der Andenpaktler, dass fast alles, was sie schmecken, fühlen und sehen, gleich in Kontrast zu Angela Merkel gesetzt wird, auch wenn sie gar nicht danach gefragt werden.

Es ist nicht nur Überheblichkeit, die sie so denken lässt, es ist auch der Frust, dass jene Frau, die wenig Gespür für Ambiente hat und selten Cortado trinkt, an ihnen vorbeigezogen ist. Dass eine, die Politik nicht in der Jungen Union, sondern in der FDJ lernte, nun schon seit Jahren den Kurs ihrer CDU bestimmen darf. "Merkel hat leider kein Gespür für die Partei", sagt Huck. "Wir hingegen sind mit der Jungen Union als eine Art Muttermilch groß geworden. Wir wissen, was CDU ist und was nicht."

Christian Wulff hat es einmal vorsichtiger formuliert, aber er meinte dasselbe: "An ihrer Stelle würde mir vielleicht manchmal der Gedanke kommen, nicht mehr aufholen zu können, was die anderen an Gemeinschaft und programmatischen Debatten in der Union hatten."

Nach der Wahl 2002 reift in manchem Paktbruder der Gedanke, dass es sich mit Merkels Hilfe vielleicht leichter Karriere machen lasse als im Kreis der Freunde. Als Erster schert Wulff kurz aus, als er Merkel beim Italiener von der Existenz des Pakts erzählt und den Zorn der anderen auf sich zieht. "Das war vermutlich einer meiner größten Fehler", bekennt er später.

Der Nächste, der im Tausch für etwas Nähe zur Vorsitzenden über den Pakt plaudert, ist Matthias Wissmann. Am 20. Oktober 2002, einem Sonntag, wird Merkel in einen Raum der Berliner Zentrale des Fernsehsenders Sat.1 geführt. Die Herren sind fast vollzählig erschienen, sie warten bereits um einen Tisch im vierten Stock. Generalsekretär Huck, der die Treffen des Pakts traditionell leitet, weist ihr den Platz neben sich zu. Es ist Merkels erste Begegnung mit dem Andenpakt.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Keiner der Herren hat dieses Treffen gewollt, außer Wissmann, der dringend wieder Minister werden wollte. "Er wollte Merkel zeigen, welche Macht hinter ihm steht, um an ihren Kabinetttisch zu kommen", lästert ein Kollege.

Die Stimmung ist verkrampft, auf beiden Seiten. "Ich glaube nicht, dass sie den Abend so schön fand", sagt Huck. "Sie wirkte etwas verkniffen." Er lacht verschmitzt sein Louis-de-Funès-Lachen.

Merkel glaubt, die Paktbrüder wollten mit ihr die Personalfragen für den bevorstehenden Parteitag besprechen, aber das erledigen die Herren lieber allein. Nach dem Hauptgang wollen sie unter sich sein. Huck bedeutet dem Gast, dass er jetzt gehen könne.

Merkel weiß jetzt, wer genau ihr gegenübersteht, der Pakt hat wieder etwas von seinem Geheimnis verloren. Der nächste Schritt folgt, als der SPIEGEL 2003 dessen Existenz enthüllt. Für die Paktbrüder ist klar, dass Merkel sie verraten hat - in Wahrheit war es einer von ihnen.

Später wagen Wissmann und Friedbert Pflüger einen zweiten Versuch, Merkel einzuladen. "Wenn das kommt, trete ich aus", protestiert Friedrich Merz, als das Anliegen im Kreis besprochen wird, die Mehrheit sieht es genauso. "Pflüger und Wissmann haben ein doppeltes Spiel gespielt", sagt eines der Mitglieder. "Sie haben bei Mutti auf dem Schoß gesessen und alles ausgeplaudert." "Wir wussten, dass ein paar von uns eine gewisse Nähe zu Frau Merkel hatten", sagt Huck, es klingt, als redete er über Verräter, die Feindkontakte haben.

Die letzte, entscheidende Schlacht zwischen Merkel und dem Andenpakt beginnt im Januar 2005. Es geht um die Kanzlerkandidatur im darauffolgenden Jahr und die Frage, ob der Pakt eine Kandidatur der Vorsitzenden ein zweites Mal verhindern kann. Sie starten den letzten Versuch, Merkel doch noch zum Übergangsphänomen zu machen.

Merkel sitzt mit ihren Beraterinnen im Berliner Konrad-Adenauer-Haus und studiert täglich den Pressespiegel. Sie weiß, dass sowohl Wulff als auch Koch Kanzler werden wollen. In den Pressespiegeln steht, dass Wulff sich bereits bei Unionsabgeordneten erkundigt, ob sie Merkel für die geeignete Kandidatin halten. Er sondiert auch seinen eigenen Marktwert. "Es geht schon wieder los", sagt eine von Merkels Beraterinnen.

Bernd Huck hat sich vorgenommen, wieder ein Sondertreffen zur Kanzlerkandidatur einzuberufen, so wie damals im Dezember 2001. Es soll die Frage geklärt werden, wen der Pakt gegen Merkel ins Rennen schicken soll, Koch oder Wulff. Die beiden beäugen sich misstrauisch. "Wenn ihr so weitermacht, wird keiner von uns mehr Bundeskanzler", mahnt Merz bei einem der Treffen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trotzdem glaubt der Andenpakt an seine Chance. Der Kreis stellt im Frühjahr 2005 ein Drittel des CDU-Präsidiums, dazu viele Landesvorsitzende. "Wir hätten eine echte Chance gehabt, sie noch einmal zu verhindern", sagt Huck. "Es stand wirklich wieder auf der Kippe", sagt eine von Merkels Vertrauten. "Am Ende hat Schröder uns gerettet."

Am 22. Mai verliert die SPD überraschend Nordrhein-Westfalen, Gerhard Schröder kündigt vorzeitige Neuwahlen an, kurz darauf ist Merkel Kanzlerkandidatin der Union. Wie bei ihrem Griff nach dem Parteivorsitz im Jahr 2000 hat Merkel den historischen Moment erkannt und blitzschnell genutzt. "Als sie schließlich nominiert war, war alles vertan", sagt Huck. "Da war die Messe gesungen." Der 30. Mai, jener Tag, an dem Angela Merkel zur Kanzlerkandidatin erkoren wurde, ist der inoffizielle Trauertag des Andenpakts.

Vor ein paar Wochen hat Roland Koch ins Schloss Biebrich nach Wiesbaden geladen, um seinen Abschied als Ministerpräsident zu feiern. Unter der Decke goldene Kronleuchter, an denen Kristalllüster baumeln, hinter den Fenstern natürlich der Rhein. In den großen Momenten der Bonner Republik floss im Hintergrund immer der Rhein durchs Bild.

Koch trägt Anzug, Weste, gesunde schwarze Schuhe und schüttelt Hände. Edmund Stoiber ist da, Helmut Kohl, viele Hessen, viele Paktbrüder. Es herrscht großes Geschnatter, wildes Geherze und Gedrucke. Merkel trippelt vom einen auf das andere Bein, ihre Augen suchen nach einem Halt. Aber niemand wendet sich ihr zu, niemand unterhält sich mit ihr, sie steht mitten im Gewusel und ist doch ganz allein.

Dies ist der Moment, da Udo Jürgens ein Erbarmen hat. Er kümmert sich um Merkel, schäkert sogar mit ihr. Ohne Udo Jürgens wäre es mal wieder ein einsamer Abend für Angela Merkel in der Welt des Andenpakts geworden. Die Brüder verstehen es noch heute, Merkel zu zeigen, dass sie im Grunde nicht dazugehört.

Dann soll sie reden, sie stolpert fast auf dem Weg zum Mikrofon. "Ich möchte heute danke sagen und bin deshalb ganz herzlich, ähhhh, ne, ganz, äh ... sehr gern hierhergekommen."

Im Publikum stehen die Paktbrüder, die Arme vor der Brust verschränkt, und werfen sich verächtliche Blicke zu. War das gerade nicht verräterisch? Hat Merkel nicht in Wahrheit sagen wollen, sie sei "ganz gern" hergekommen?

Merkel kämpft sich weiter, aber sie wirkt künstlich, es klingt, als komme ihr Lob für Koch vom Blatt, nicht von Herzen. "Du hast dich mit viel Angaschmang eingesetzt", sagt sie, es ist die uckermärkische Variante von Engagement. Wieder Blicke unter den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Paktbrüdern, diesmal herablassend. "Wie kann man nur so auftreten?", zischt einer von ihnen.

Mit dem Scheitern des Andenpakts ist auch jener Typus an seine Grenzen gestoßen, der die deutsche Politik über Jahrzehnte geprägt hat: der Seilschaftenpolitiker. Die Seilschaft war immer auch der Versuch, das Leistungsprinzip außer Kraft zu setzen, die Sachkompetenz oder die eigene Ausstrahlung. Die Strategie, Kompetenz durch Kontakt zu ersetzen, wirkt in einer rein dem Leistungsprinzip gehorchenden Gesellschaft auf einmal ziemlich gestrig. Gerade der "Männerbund" wurde vom Zeitgeist mit den Jahren in eine verdächtige Ecke verwiesen, er wird jetzt eher belächelt als bewundert.

An seine Stelle ist ein neues Phänomen getreten, das insbesondere die Medien befördert haben: der galante Auftritt, Kontaktfreude, die geschliffene Ausdrucksweise, man könnte auch sagen: das Gutenberg-Phänomen. Im Zeitalter der Mediendemokratie, in dem Kanzlerkandidaten eher über Meinungsumfragen gekürt werden, haben Politiker wie Roland Koch oder Peter Müller das Nachsehen. Kein Pakt kann mehr kompensieren, was Medien und Bürger heute einfordern.

Im Andenpakt kursiert seit langem eine Verletztenliste. Sie wurde nicht aufgeschrieben, aber jedes Mitglied kann sie jederzeit aufzählen. Auf ihr stehen die Namen jener, die von Merkel im Stich gelassen, nicht berücksichtigt oder getäuscht wurden. So sehen es jedenfalls die Paktmitglieder.

Friedbert Pflüger sei nie gedankt worden, dass er den Mut hatte, als Spitzenkandidat im schwierigen Berlin anzutreten. Elmar Brok sei loyal bis zum Umfallen gewesen und wäre gern EU-Kommissar geworden oder Botschafter in Washington. Christoph Böhr wäre nach seinen Jahren als Vize-Parteichef gern bei der Adenauer-Stiftung eingestiegen. Günther Oettinger sei nach seiner verunglückten Trauerrede auf den NS-Richter von Merkel im Stich gelassen worden. Franz Josef Jungs Sturz über die Kunduz-Affäre sei in Merkels Kanzleramt systematisch vorbereitet worden. Friedrich Merz sei von Merkel vergrault worden. Und Roland Koch habe erst im Sommer 2009, als die Kandidatenlisten für den Bundestag bereits geschlossen waren, ein Angebot bekommen, nach Berlin zu wechseln.

Mit einer "Eiskälte" sei Merkel gegen den Andenpakt vorgegangen, sie habe systematisch Rache geübt, lautet die Klage. "Sie hat kein Gespür für Verletzungen", sagt ein Paktmitglied, das lange mit ihr in der Parteiführung saß.

Aber hat es dank Merkel am Ende nicht doch einer nach ganz oben geschafft, Christian Wulff, der Bundespräsident, der erste Mann im Staat?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Guter Witz", sagt Huck. "In Wahrheit hat Mutti mit Wulff ihren letzten Kontrahenten entsorgt."

Sie werden auch künftig über Merkel klagen, werden sich treffen, verreisen, aber es wird keinen Unterschied mehr machen. 31 Jahre nach seiner Gründung ist der Andenkamp zu seinen Ursprüngen zurückgekehrt. Er ist wieder ein Freundeskreis überwiegend machtloser Männer, die gern zusammen essen und trinken - in gutem Ambiente versteht sich.

Und Merkels Bilanz? Zwei Tage vor dem Parteitag in Karlsruhe schwebt die Kanzlerin hoch über den Wolken und wirkt wie der glücklichste Mensch Deutschlands. Sie sitzt in lila Strickjacke und flachen schwarzen Wildlederhausschuhen auf ihrem Regierungsfliedersofa und erzählt Geschichten aus der Welt der Mächtigen. Dass sie gestern beim G-20-Dinner in Seoul neben Medwedew gegessen habe, dass sie lange mit Obama geplaudert habe, dass das Essen sehr, sehr gut gewesen sei, "so'n Fleisch ähnlich wie Kobe-Rind, also sehr, sehr weich". Geschichten aus der internationalen Gipfelwelt, in der sie wieder von Männern umringt ist.

Sie hat all die Jahre nicht über den Andenkamp reden wollen, vor allem nicht mit Journalisten. Es fällt gleich auf, dass sie ihre Gegner noch immer beobachtet. Hält man ihr entgegen, dass der Andenkamp fast vollständig aus der CDU-Führung verschwunden sei, fährt sie dazwischen und weist darauf hin, dass der gute Volker Bouffier immer noch dabei sei.

Aber staunt sie nicht manchmal, dass sie die Männer am Ende besiegt hat, obwohl ihre Gegner so klar in der Überzahl waren?

Staunen sei vielleicht etwas übertrieben. Was sie aber noch heute wundere, sei, dass damals, vor zehn Jahren, als die CDU in ihren Spenden versank, keiner der Jungs den Mut gehabt habe, selbst anzutreten. Merkel wird gerade vom Andenkamp gern vorgeworfen, sie könne nichts anderes als moderieren. Sie selbst weist darauf hin, dass sie den Parteivorsitz damals gewiss nicht durch Moderation bekommen habe.

Letztlich sei das Bündnis doch eine Erfolgsgeschichte gewesen. Der Andenkamp habe eingelöst, was er sich vorgenommen habe. Merkel nickt sich selbst zu, als wollte sie die Richtigkeit des Gedankens bekräftigen, aber dann schiebt sie noch etwas hinterher. Nur eines habe dann doch gefehlt. Sie lässt eine kurze Pause und lächelt: die Kanzlerschaft.

## Putenministerin

*Astrid Grotelüschen war nur acht Monate lang Ministerin. In dieser Zeit wurde sie zweimal zum Symbol. Zuerst dafür, dass es der normale Bürger in die Politik schaffen kann. Danach dafür, dass er darin umkommt. Geschichte eines Scheiterns.*

Jan Grossarth, FAZ, 26.03.2011

An der Eingangstür hängt ein Trockenblumengesteck, an dem Herzen aus Filz baumeln. Auch innen ist das Haus dekoriert. Vor der Garderobe steht ein Igelchen mit Stacheln aus Stroh. Das Wohnzimmer ist hell und mit viel Holz, draußen wehen die Äste im Winterwind. Astrid Grotelüschen fragt, ob Tee oder Kaffee, und bringt dann Friesentee. "Ich bin beides, Tee und Kaffee", sagt sie in der Süddoldenburger Mundart, die mit so wenigen Wörtern auskommt, dass man gerade noch versteht, was gemeint ist.

Astrid Grötelüschen wirkt in dieser Umgebung wie eine routinierte Hausfrau Mitte vierzig. Nichts erinnert daran, dass sie noch vor vier Monaten niedersächsische Landwirtschaftsministerin war und einen Apparat von fünftausend Mitarbeitern führte. Nur in den Mediatheken der Fernsehsender im Internet sind einige wenige Erinnerungen an sie geblieben - Bilder von Grotelüschen im Ministerium, kombiniert mit Nahaufnahmen sterbender Puten. Eine Pute liegt mit ausgepickten Augen auf dem Boden, die Augenhöhlen zucken noch leicht. Eine Pute liegt auf dem Rücken und rudert mit den Beinen in der Luft. Es sind die Bilder, die Astrid Grotelüschen's Karriere als Politikerin beendeten. Sie verließ die politische Bühne in den Augen der Zeitungsleser als "Putenministerin", "Putenlieschen" oder als "Symbolfigur der Massentierhaltung".

Eigentlich war Astrid Grotelüschen eine Politikerin, wie der Bürger sie sich wünschen müsste. Sie war an einem Thema interessiert, nicht am Spiel der Macht, und sie hatte, bevor sie gewählt wurde, ein Leben außerhalb der Politik gehabt. Zu diesem Leben gehörte, dass sie und ihr Mann eine Brüterei betrieben, die Putenküken an Massenzüchter verkaufte.

An diesem Morgen sind ihre drei Söhne noch in der Schule, ihr Mann arbeitet im Büro der Mastputenbrütereihorn, einem mittelständischen Betrieb mit rund vierzig Mitarbeitern, und Astrid Grotelüschen schaut aus dem Fenster und sagt, wie wichtig ihr der Garten sei in diesen Wochen. Sie ist keine glänzende Rhetorikerin, manchmal bricht sie die Sätze ab und beendet sie mit einem fragenden "ne?". Sie gibt sich keine Mühe, eine Frau von intellektuellem Format darzustellen. Aber dass sie blöd sei, hat ihr niemand vorgeworfen, als sie das Ministerium in Hannover führte.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In ihrer Amtszeit als niedersächsische Landwirtschaftsministerin habe sie keine fachlichen Fehler gemacht, sagt sie. Dazu habe ihr die Zeit gefehlt. Ein paar ungeschickte Interviews, mehr nicht. Die acht Monate in Hannover waren für sie die Erfahrung totalen Kontrollverlusts. Die Bilder waren mächtiger. Sie konnte über Landwirtschaft sprechen, über Obstbau oder Ernährung an den Schulen. Sie konnte sagen, was sie wollte, immer ging es den anderen um sterbende Puten.

Nachdem der Todeskampf der Pute im Fernsehen gezeigt wurde, bekam die Ministerin viele Schmäh-E-Mails, meist von Anonymen: sie solle "einen Genickschuss verpasst bekommen", man solle sie in einen Käfig stecken, "bis Sie verrottet sind", "Dieses Weib gehört an den Pranger", "Scheiß Tiermörder... Nur weiter so, bis die Bürger zu den Waffen greifen, Ihr Tierschlächter", "mit tier- und umweltfreundlichen Grüßen". Unter einem Youtube-Video zu Grotelüschchen steht unter "Kommentare mit den höchsten Bewertungen": "Erschießt die mal jemand bitte?"

Nach Ahlhorn südlich von Oldenburg ist sie wegen ihres Mannes gezogen. 1986 studierte sie noch Ernährungswissenschaften, da machte sie ein Praktikum auf einem Bauernhof bei Ahlhorn und lernte auf einer Scheunenparty Garlich Grotelüschchen kennen. Sie verliebten sich, zogen Jahre später zusammen und heirateten. Sie begann in der Brüterei mitzuarbeiten, einem Betrieb, der Puteneier kauft und nach dem Schlüpfen einen Tag alte Küken an Mastställe weiterverkauft. An vielen dieser Ställe ist die Brüterei beteiligt. Das Unternehmen wuchs unter Garlich und Astrid Grotelüschchen stark und baute zahlreiche Mastbetriebe in Mecklenburg-Vorpommern auf. Astrid Grotelüschchen sagt, sie habe sich im Unternehmen schon früh wohl gefühlt, der Umgang sei so familiär und freundlich. Die Mitarbeiter machten gemeinsame Frühstücke, gingen Spargel essen, und wer fünfundzwanzig Jahre im Betrieb sei, bekomme einen Reisegutschein.

Als sie in der Brüterei abkömmlich war und die Kinder weniger Mutter brauchten, ging sie in die CDU. Das war vor elf Jahren. Sie trat auch der Feuerwehr bei, der katholischen Kirchengemeinde, dem Schützenverein, der Jägerschaft, so wie es in Ahlhorn üblich ist, wo die Leute Massentierhaltung noch Veredelung nennen. Für die CDU saß sie mehrere Jahre im Gemeinde- und Kreisrat. Sie wollte Politik machen für die Leute, denen sie sich zugehörig fühlte. Familienunternehmen lagen ihr am Herzen, sie spricht viel davon.

Auf ihrem Weg hat Karl-Heinz Bley sie, so gut er konnte, unterstützt. Sein Büro liegt in einem flachen Klinkerbau neben einer Autowerkstatt in der nahen Ortschaft Garrel. Bley hat füllige Wangen, einen satten Bauch, rosige Haut. Er trägt Bundfaltenhose, Wollsakko, beiges Hemd, Krawatte. Bley ist Kfz-Meister, einer der wenigen Handwerker im politischen Betrieb. Zwei Pragmatiker in der Politik, das hat sie verbunden. Er kannte Astrid Grotelüschchen bereits, als sie noch Kommunalpolitikerin war und er schon Landtagsabgeordneter. Sie sei zielstrebig und ehrlich, sagt Bley, und

sei auf jede Sitzung exzellent vorbereitet gewesen, sie habe ihre Ämter ernster genommen als andere. "Von Astrid dachte ich früh: Das ist die Frau, die brauchen wir. Die sticht heraus", sagt er. "Es muss noch möglich sein, dass Unternehmer in die Politik gehen, damit man nicht nur regiert wird von Juristen und Beamten." Astrid Grotelüschen war für ihn ein Gegenmodell zum gängigen Typus des Berufspolitikers. Er glaubt, dass sie deswegen gewählt wurde.

In der Kommunalpolitik stritt Astrid Grotelüschen zugunsten der regionalen Wirtschaft für den Krippenausbau oder für die "fliegerische Nachnutzung" eines Flugplatzes. Die Krippen entstanden, und auf dem Flugplatz wurde wieder geflogen. In der Gemeinde kennen sie sehr viele Menschen. Im Herbst 2009 trat sie zur Bundestagswahl an, als Direktkandidatin im sozialdemokratisch geprägten Wahlkreis Delmenhorst - Wesermarsch - Oldenburg-Land, den sie nach 44 Jahren erstmals für die CDU eroberte. Das war eine Sensation. Ein Jahr hatte sie Wahlkampf gemacht, Kreisverbände, Krabbenfischer, Milchbauern und Schützenfeste besucht. Sie informierte sich über viele Themen, aber wenn ihr ein Sujet nicht vertraut war, sagte sie auch wenig dazu. Bei einer Diskussion zum Ausbau der Küstenautobahn antwortete sie einmal, sie verstehe nicht viel vom Straßenbau und werde da jetzt nicht mitreden. Einige der Zuhörer sagten ihr danach: Sie sind ja ganz normal, Sie sind eine gute Politikerin. Es war, als würde gerade das Eingeständnis, dass die Welt zu kompliziert sei, als dass alles darin zu wissen und zu erklären wäre, Astrid Grotelüschen Glaubwürdigkeit verleihen.

"Manchmal war im Wahlkampf auch die Massentierhaltung ein Thema, aber auf einem anderen Niveau. Die Menschen hier kennen das, es ist ihnen nicht suspekt, im Gegenteil, sie sind stolz darauf, weil es ihnen Arbeitsplätze bringt und Gewerbesteuerereinnahmen. Wir sind hier eben keine Kartoffelbauregion", sagt sie.

Am Nachmittag spaziert Astrid Grotelüschen über Stoppelfelder, durch ein Wäldchen, rechts liegt die Siedlung aus Backsteinhäusern in Rot, Beige und Ocker. Der Wind weht eisig. Eine Frau mit weißem Wuschelhund kommt ihr entgegen. "Moin", grüßt die Frau. "Moin", entgegnet die frühere Ministerin. "Das Hundegesetz geht ja auch gerade durchs Parlament, das ist ja mein Thema", sagt sie. "Ich sage das ja immer noch - mein Thema."

Im Bundestag störte sie niemanden. Sie saß im Verkehrsausschuss, da sprach man über Stuttgart 21 oder Schleusenbauten in Mecklenburg. Ein gutes halbes Jahr später, im April 2010, rief der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff an und bat sie nach Hannover, wo er fragte, ob sie Landwirtschaftsministerin werden wolle. Einerseits musste sie dafür ihr hart erkämpftes Bundestagsmandat aufgeben. Andererseits konnte sie sich auf keinem Gebiet besser aus als in der Landwirtschaft. Der Karriereschritt schien ihr naheliegend. Sie wollte die Ernährung zu ihrem



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schwerpunktthema machen, zum Beispiel das Essen in Schul- und Kita-Kantinen verbessern.

Als Ministerin hatte sie einen ihrer ersten Auftritte in einem Jägerverband. Sie sagte dort, sie sei nicht nur die Putenqueen, sondern sie sei auch eine Jägersfrau. Sie schnackte so weiter wie früher beim Bier mit Freunden vom CDU-Bezirksverband. So als glaubte sie, alle seien ihre Freunde. In den ersten Wochen nahm die Ministerin ansonsten die Termine wahr, die ihr Amtsvorgänger Heiner Ehlen hinterlassen hatte. Sie erinnert sich, sie sei im ersten Monat dreihundertdreißig Stunden unterwegs gewesen, auf der Rückbank ihres Dienstwagens las sie sich auf den Fahrten in die Themen ihres Ressorts ein. Sie eröffnete ein Pferdemuseum, besuchte Jubiläumsfeiern und eine Agrarministerkonferenz.

Vom Tag ihrer Berufung an hagelte es Kritik von Tierfreunden. Astrid Grotelüschen's Karriere schien sich in einem Satz zusammenfassen zu lassen: Tierhaltungslobbyistin wird Ministerin. Dabei sah sie gar nicht aus, wie man sich eine Lobbyistin vorstellt. Das änderten erst die Bilder.

Peta Deutschland ist ein relativ kleiner Verein von Veganern, die jede Tötung von Tieren ablehnen. Stefan Böckling arbeitet seit drei Jahren für Peta. Er selbst nennt sich Detektiv. Böckling ist ein gedrungener, freundlicher Mann mit kurzgeschorenen Haaren, er trägt einen dünnen Ohrring, kariertes Hemd. Der Fall Grotelüschen war bislang sein wichtigster. In einem Frankfurter Café zeigt Böckling Fotos von den Puten aus den Ställen, an denen die Mastputenbrüterei Ahlhorn beteiligt ist. Die Namen der Bilddateien beginnen mit "putenministerin-grotelüschen". Auf einigen sind widerliche Wunden zu sehen, auf anderen einfach eine Menge fatter Puten, die über Streu laufen.

An dem Tag, als Astrid Grotelüschen Ministerin wurde, begann Böckling mit seiner Recherche. Er durchforstete das Internet und das Handelsregister, reiste nach Mecklenburg-Vorpommern, um sich die Mastställe anzusehen. Mit einem ehrenamtlichen Helfer fuhr er zu vierundzwanzig Ställen. Zwei, in denen einige tausend große Puten lebten, die bald geschlachtet werden sollten, standen offen. Die Ermittler traten irgendwann nach Mitternacht ein und filmten. Dabei gelang es ihnen, das sterbende Tier zu filmen, das später im "Report Mainz" der ARD und in anderen Sendungen des NDR und im Internet einige Millionen Menschen sahen. Etwa jede zehnte Pute hatte laut Böckling eine kleinere Auffälligkeit, doch dies sei das einzige blutende und liegende Tier gewesen.

In dem Beitrag kommt auch Astrid Grotelüschen zu Wort, nachdem der Reporter sie mit den Fotos der Tierquälerei konfrontiert hat. Sie stockt und murmelt: "Wenn ich jetzt die Einzel..., äh, Aufnahmen, äh, äh, betrachte, äh, diese jetzt hier, äh, dann würde ich natürlich, äh, sagen, ist das letztlich, äh, nicht wünschenswert." Sie scheint



überrascht zu sein, versucht sich herauszureden, stottert und steht wie eine Lügnerin da. Einem rhetorisch geschulten Profipolitiker wäre das nicht passiert. Aber Grotelüschchen ist keine rhetorisch geschulte Profipolitikerin.

Sie erinnert sich heute so an das Interview: Abends, nach einem langen Arbeitstag, kam ein Fernsehteam vom NDR ins Ministerium. Es habe sich zu einem allgemeinen Interview angekündigt. Nach vielen Fragen zum Verbraucherschutz und nach vielleicht einer Stunde, so sagt Astrid Grotelüschchen, habe der Journalist dann die Fotos der Puten gezückt.

Der Ermittler Stefan Böckling wirkt nicht minder ehrlich als Grotelüschchen. Er müsste das alles nicht so sagen - dass die Pute in Großaufnahme die einzige liegende, blutende im Stall gewesen sei. Er sagt aber die Wahrheit und nicht das, was seinem Interesse nützt. Er dramatisiert nicht gern, das tut er nur manchmal fürs Fernsehen. Weil er weiß, dass diese Fernsehformate so funktionieren. Seit vierzehn Jahren ist Böckling Vegetarier. Die Puten, die ihr kurzes Leben in einem Stall mit siebentausend Artgenossen verbringen, tun ihm leid. "Ein Drang nach Freiheit, fliegen wollen, irgendwas steckt in den Tieren drin, das man nicht wegzüchten kann", sagt er. Dann öffnet er die nächste Datei auf seinem Laptop. Er zeigt einen mit Nachtsichtkamera gedrehten Film, einen Spaziergang durch den Stall. Die ungeschnittene Version. "Die ist so natürlich elendig langweilig, das kann man so auf keiner Pressekonferenz zeigen, da schlafen die Leute ja ein", sagt er. Ihm sei es immer um die Tiere gegangen, nicht um die Person Grotelüschchen. "Die ist mir ziemlich schnuppe gewesen. Ich würde nicht einmal sagen, dass sie mir unsympathisch ist. Für uns war sie letztlich ein Glücksfall. Hätte es nicht so jemanden gegeben in dieser Position, hätten wir die Sache der Puten nicht in die Öffentlichkeit bekommen." Er überlegt und sagt: "Vielleicht ist sie ja sogar genauso positiv für ihre Sache motiviert wie ich für meine."

Stefan Böckling machte es zu seinem Beruf, sich für ein Tierrecht auf körperliche Unversehrtheit einzusetzen, weil er, wenn er einmal als alter Mann auf sein Leben zurückblicken werde, sagen können möchte, dass er in seinem Leben etwas Gutes getan habe.

Viele Medien zeigten Böcklings Bilder. Die Anklage verbreitete sich schnell. "Qualzucht" nennt Peta die Zucht der in der konventionellen Landwirtschaft gebräuchlichen Putenrassen, weil diese hochgezüchteten, schnell wachsenden Tiere überproportional zu Fehlbildungen neigen. "Qualzucht" sagte dann auch die agrarpolitische Sprecherin der niedersächsischen SPD, Schröder-Ehlers, eine Juristin. Und "Qualzucht" sagte auch Christian Meyer von den Grünen.

Garlich Grotelüschchen betritt das Haus, er hat Mittagspause. Er sieht aus wie ein friesischer Seefahrer: Rollkragenpullover, blonder Vollbart. Mit Ende zwanzig trat er in

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

den väterlichen Betrieb ein. Er bewundert, was sein Vater aus dem Nichts geschaffen hat. "Ich bin Landwirt geworden, weil ich mir gesagt habe, essen müssen die Leute immer", sagt er, "aber dass man durch diesen Scheuersack mal durchmuss, das habe ich nicht erwartet." Er bestreitet nicht, dass die Puten, die in seinem Betrieb schlüpfen, überzüchtete Rassen sind. Er sagt, er würde gern auch andere Puten liefern, aber der Verbraucher wolle das weiße, feste Fleisch dieser Rassen. Für die Zucht könne er nichts. Die liege weltweit in der Hand zweier Gesellschaften.

Nachdem die Bilder der sterbenden Pute in der Welt waren, interessierte die Medien an Astrid Grotelüschens nichts anderes als ihre Nähe zu den Qualzuchten. Einmal besuchte sie eine Landbaumesse, zu der viele tausend Besucher kamen und wenige Demonstranten, die gegen den Bau des Hähnchenschlachthofs Wietze protestierten. Der NDR berichtete vor allem über die Demonstranten. Einmal hielt sie eine Rede über den Obstanbau im Alten Land, aber der Reporter interviewte sie zum Schlachthof. "Wietze - ich wusste anfangs gar nicht, dass das ein Hähnchenschlachthof wird", sagt sie. Und die Staatsanwaltschaft hatte nach der Anzeige von Peta nicht einmal Ermittlungen wegen Tierquälerei gegen Grotelüschens aufgenommen. Aber das schien niemanden zu interessieren.

Im späten Herbst rief sie eine Arbeitsgruppe Tierschutz ins Leben. Das brachte ihr nur noch Häme. Zum Schluss fühlte sie sich müde und ohnmächtig. Als dann noch frühere Arbeiter eines Stalles, an dem Garlich Grotelüschens beteiligt ist, dem NDR sagten, sie hätten dort für Dumpinglöhne gearbeitet, gab sie auf. Sie fühlte sich in die Enge getrieben und sah keinen Ausweg als den Rücktritt. Ihre letzte Woche als Ministerin arbeitete sie noch in Ruhe zu Ende. Dann, wenige Tage vor Weihnachten, teilte sie der Öffentlichkeit mit, sie wolle Schaden von ihrer Familie abwenden und von der niedersächsischen Landwirtschaft. Deswegen lege sie ihr Amt nieder.

Kurz darauf stand noch einmal ein Kamerateam des NDR auf dem kleinen Parkplatz, der ihrem Wohnhaus gegenüberliegt. Astrid Grotelüschens wunderte sich einen Moment: Was wollten die denn noch? Dann ging sie ins Haus.

## Die Privatisierer

*Sie haben Hartz IV und die rabiatesten Reformen des Sozialstaats durchgesetzt. Was ist aus den Machern der Agenda 2010 geworden?*

Marc Neller, Zeit, 21.10.2010

Als alle Reden gehalten und von der Feier nur eine Handvoll Männer an einem Stehtisch übrig geblieben sind, wendet sich Gerhard Schröder der nächsten Flasche Rotwein und den wirklich wichtigen Dingen zu.

Es ist Nachmittag geworden in einem Bürohaus im Zentrum von Frankfurt am Main. Schröder steht in einem kleinen Flur im dritten Stock, durch Glastrennwände kann man in ein paar Bürowaben gucken, die Regale darin sind noch nicht eingeräumt. Sein Glanz soll an diesem Tag auf einen Freund abstrahlen, der den zweiten Versuch unternimmt, ein Leben nach seiner großen Zeit zu beginnen. Seit einer halben Stunde diskutiert Schröder mit zwei Männern, über Griechenlands drohende Pleite, die Finanzkrise und den Fehlstart von Merkels Regierung. Das heißt, die Männer haben Fragen gestellt, Schröder hat ausführliche Antworten gegeben und dabei souverän gewirkt, wie man es von einem Altbundeskanzler erwarten darf. Aber dann kommt der Gastgeber zurück an den Tisch, einen frisch entkorkten Gaja in der Hand, vorzügliches Aroma. Schröder schnalzt mit der Zunge.

Neben Schröder steht sein früherer Arbeitsminister, der ein sehr vergnügtes Gesicht macht und sein Glas erhebt. Und der einflussreichste Politikberater der vergangenen Jahrzehnte kichert und sagt, er habe da noch ein anderes Fläschchen, das er sehr empfehlen könne.

Gerhard Schröder, Walter Riester und Bert Rürup, der Gastgeber, feixend an einem Stehtisch aus Blech. Diese drei und noch ein paar andere Männer haben einmal Deutschland regiert, sie haben eine Reform vorbereitet, geplant und durchgesetzt, die das Land gespalten hat wie kaum eine andere nach dem Zweiten Weltkrieg: die Agenda 2010.

Agenda 2010, das stand damals für Weitblick, für Zukunft. Inzwischen ist 2010 die Gegenwart, Schröder und seine Reformer sind Vergangenheit. Fast jeder Deutsche kennt heute den Namen ihrer wichtigsten Maßnahme, Hartz IV. Aber es kommt einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

so vor, als seien diese Männer nicht erst 2005 abgewählt worden, sondern vor sehr, sehr langer Zeit.

Es ist viel passiert seither. Eine Krise hat die Welt durchgeschüttelt, Banken und ganze Staaten mussten mit Hunderten Milliarden Euro gerettet werden. In Deutschland regieren inzwischen Merkel und Westerwelle. Und die meisten Männer der Agenda 2010 sind im Rentenalter. Ihr Vermächtnis sind ihre Reformen.

Adenauer hatte die Westintegration, Brandt die Ostverträge, Schmidt das Krisenmanagement, Kohl die deutsche Einheit.

Als Schröder im Herbst 2002 seine zweite Amtszeit beginnt, ist er noch auf der Suche. Er hat vier vermurkste Jahre hinter sich, Oderflut und Irakkrieg haben ihn gerade noch so vor der Abwahl bewahrt. Er ist der erste Kanzler der Berliner Republik. Von seinem Amtszimmer aus hat er zugesehen, wie der Potsdamer Platz in den Himmel wuchs. Er braucht jetzt dringend etwas, das von ihm bleibt. Ein Thema seiner Kanzlerschaft.

Nach zwei Jahren Stagnation in der Wirtschaft ist die Lage desolat, die Börsenblase ist geplatzt. Deutschland wurde als erstes EU-Land ermahnt, nicht gegen die Schuldengrenze der Maastricht-Verträge zu verstoßen. Man hat nicht viele Chancen zu einer Reform, vielleicht nur eine.

Am 14. März 2003 steht Schröder in Berlin unter der Reichstagskuppel und stellt vor, was er zu tun gedenkt: »Leistungen des Staates kürzen«, »mehr Eigenleistung von jedem Einzelnen abfordern«. Schröder spricht, als arbeite er einen Katalog ab. In seinem Katalog stehen die Stichwörter Konjunktur und Haushalt, Arbeit und Wirtschaft, soziale Absicherung im Alter und bei Krankheit. Die Agenda 2010, Schröder sagt »zwanzigzehn«, das sind gesenkte Lohnnebenkosten, liberalisierte Zeitarbeit, Minijobs, Privatrente. Das sind zehn Euro Praxisgebühr und das Herzstück der Reform: Hartz IV, die Verschmelzung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe auf dem niedrigen Niveau der Sozialhilfe.

Die Grünen haben alles mitgetragen. Doch genau genommen war die Agenda die Sache einer Riege von Männern in der SPD, die während des Zweiten Weltkriegs geboren wurden und in der Wirtschaftswunderzeit der Adenauer-Ära aufgewachsen sind, Männern, die die Aufstiegsmöglichkeiten der sechziger und siebziger Jahre genutzt und sich nach ganz oben gearbeitet haben. Gerhard Schröder, Franz Müntefering, Walter Riester, Wolfgang Clement, Hans Eichel, die Berater Bert Rürup und Peter Hartz und ein paar Vertraute Schröders, die im Hintergrund mitgedacht haben, vor allem sein Kanzleramtschef: Frank-Walter Steinmeier, die nächste Generation.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Aber der wahrscheinlich schwierigste Teil lag damals noch vor diesen Männern: das Ende ihres ersten Lebens. Was passiert, wenn man eben noch die Welt retten musste, und von einem Tag auf den anderen ist alles vorbei? Die Macht, die Privilegien, das Büro, der Fahrer, die Einladungen in Fernsehtalkshows. Was bleibt, sind der Name, die Erfahrungen und Zeit. Es kommt darauf an, was man daraus macht.

Von Schröder weiß man es, er ist ja nie richtig verschwunden. Er war kaum aus dem Amt, da wurde er zum bezahlten Lobbyisten für eine Gaspipeline, für die er sich als Kanzler eingesetzt hatte. Es verstieß gegen kein Gesetz, aber es hatte einen schlechten Beigeschmack.

An diesem Nachmittag in Frankfurt will sich Bert Rürup, feierlich gestimmt, auf seiner eigenen Party offiziell neu erfinden. Auf dem Empfangsflur seines neuen Büros stehen geladene Gäste, dicht gedrängt zwischen ein paar Stehtischen und einem Buffet.

Rürup ist lang und hager, er geht zwei- oder dreimal in der Woche joggen, wenn er es einrichten kann. In seinem Arbeitszimmer sitzt Schröder, tief eingesunken in einen Ledersessel, eingehüllt in eine Wolke Zigarrenrauch. Er wirkt wie ein Mann, der die wichtigen Dinge hinter sich hat. Rürup sucht noch.

Rürup ist der vielleicht einzige Wirtschaftswissenschaftler, ein Prof. Dr. Dr. h.c., dessen Namen man in Deutschland kennt. Er war in den vergangenen Jahrzehnten der einflussreichste Berater der deutschen Politik. Er saß dem Kreis der fünf Wirtschaftsweisen vor, dem Edelthinktank der Wirtschaftspolitik. Eine Gesundheitsreform trägt seine Handschrift und auch die steuerlich geförderte Privatrente. Rürup ist jetzt 66 Jahre alt, er hätte aufhören können. Doch er hat sich dagegen entschieden, von dort oben hinabzusteigen.

Ein paar Monate bevor die SPD aus der Regierung gewählt wurde, hat Rürup sein Leben als Wirtschaftsprofessor und Politikberater beendet und bei AWD angeheuert, einem Finanzkonzern, der unter anderem auf das Geschäft mit der Altersvorsorge spezialisiert ist. Es ging nicht lange gut. Schon Ende 2009 wurde der Vertrag wieder gelöst. Es heißt, Rürup sei dem Konzern zu teuer geworden. Rürup und AWD haben sich einvernehmlich getrennt, das ist die offizielle Version.

Nun beginnt Rürups zweiter Versuch. Er hat sich mit Carsten Maschmeyer zusammengetan, einem Investor mit einem Vermögen von angeblich mehreren Hundert Millionen Euro. Der ist liiert mit der Schauspielerin Veronica Ferres und befreundet mit Gerhard Schröder. Maschmeyer war Chef des Finanzvertriebs AWD, bis er seinen Anteil an der Gesellschaft verkaufte. Rürup nennt ihn einen Freund. Sie wollen Banken,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Versicherer und Regierungen in der Alters- und Gesundheitsvorsorge beraten. Ihre Firma, die Maschmeyer Rürup AG, Grundkapital eine Million Euro, Sitz in Hannover, hat zwei weitere Büros: eines in Berlin und dieses hier, in Frankfurt.

Zur Eröffnung tragen Rürups Frau, die Sekretärin und ein paar Helferinnen firmenfarbene Accessoires: lilafarbene Schuhe, Ketten oder Halstücher, die Mitarbeiter lilafarbene Krawatten. Rürups eigentliche Zierde an diesem Tag aber sind seine Gäste. Gerhard Schröder, früher Bundeskanzler, Walter Riester, früher Arbeitsminister, Hans-Dietrich Genscher, früher Außenminister, Klaus-Peter Müller, früher Commerzbank-Chef, Ernst Welteke, früher Bundesbankpräsident. Ziemlich viel Früher für einen Neubeginn.

Rürup hatte einiges zu tun zuletzt, Vortrag in Hannover, Treffen in Berlin, Kongress in Essen. Viele Termine ähnelten sich. Auf einem Podium plauderte ein charmanter Herr über Gesundheit und Rente, Beitragsbemessungsgrenzen und Progressionen, halb Professor, halb Entertainer. »Ich kann hier über alles reden – nur nicht über 90 Minuten.« Es ist einer seiner Klassiker.

Auf seiner Feier wechselt Rürup mit jedem Gast wenigstens ein paar Worte. Er hört deshalb nicht, wie am Buffet seine Frau auf die Frage antwortet, wie ihrem Mann sein neues Leben gefalle. »Gut. Er ist nicht der Typ, der einfach aufhören kann, der anfängt, zu Hause zu helfen, und im Garten die Hecke schneidet. Er braucht den Erfolg, er braucht auch die Öffentlichkeit, dass Journalisten ihn anrufen und seine Meinung zu wichtigen Themen gefragt ist.« Er hört auch nicht, wie nur ein paar Schritte entfernt jemand sagt: »Der Rürup ist doch inzwischen wirklich weg vom Fenster. Der hat sich mit seinem Wechsel alles kaputt gemacht.«

Der Wechsel. Rürup hat im vergangenen Jahr ja nicht einfach den Job gewechselt. Ein Wirtschaftsweiser mit bester Reputation wurde Chefökonom eines Finanzkonzerns, der unter Kennern einen nicht ganz so honorigen Ruf genießt. Das öffentliche Echo war verheerend. »Der Bert hat sich nie groß um seine Nähe zur Versicherungswirtschaft geschert. Er berät jeden und alles«, sagt einer, der viele Jahre eng mit Rürup zusammengearbeitet hat. Ein wichtiger Redakteur einer Tageszeitung, der früher als Erstes an Rürup dachte, wenn er zu einem Wirtschaftsthema einen Fachmann befragen wollte, ruft heute lieber andere Experten an.

»Mit zunehmender Herausforderung steigt natürlich auch das Risiko des Scheiterns«, sagt Rürup. Er habe nach 40 Jahren in der Wissenschaft einfach noch einmal etwas anderes machen wollen. Was mit Rente, lag ja nahe. Seine Ideen sollen jetzt nicht mehr Deutschland erobern, sondern die Welt. Den ehemaligen Ostblock, China.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein Gast nach dem anderen verabschiedet sich, in Rürups Büro bleiben an einem Tisch der Gastgeber, Schröder und Riester und zwei weitere Männer übrig. Schröder packt Riester am Unterarm. Riester fällt eine Anekdote ein. Weißt du noch? Denen haben wir es gegeben. Die alten Geschichten. Gesichter, glühend, erwärmt von einer anderen Zeit, in der sie Helden waren. Sie, die Männer der Agenda 2010.

Damals sprach Schröder mit Riester. Es gehe nicht mehr weiter so, die Lage im Land sei düster, man müsse etwas tun, eine Kommission einrichten. Riester schlug Peter Hartz vor, zu der Zeit Personalvorstand bei VW. Hartz hatte Ideen. Rürup hatte Ideen. Steinmeier koordinierte alles im Kanzleramt. Nachdem Schröder 2002 die Wahl hauchdünn gegen Stoiber gewonnen hatte, machte er Clement zum Chef eines neu zugeschnittenen Superministeriums für Arbeit und Wirtschaft. Clement sollte die Vorgaben in Gesetze gießen. Riester, nun ja, erfuhr davon aus der Zeitung.

Derjenige, mit dem alles anfing, der Schröder und den anderen vor Augen geführt hatte, wie schlecht es um den Staatshaushalt bestellt war, von dem hört man nur noch sehr selten.

Die Sonne legt ein goldenes Netz über Berlin, die Spree glitzert wie ein silbernes Collier. Ein Mann im Kurzarmhemd spaziert auf den Reichstag zu, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Das Finanzministergesicht, das man aus den Fernsehtalkshows in Erinnerung hat, mit hängenden Mundwinkeln und oft einem schiefen Lächeln, das Misstrauen oder Verletzung ausdrückte, ist ein gebräuntes glattes Oval.

Hans Eichel ist als Tourist zu Besuch in seinem früheren Leben. Keine 200 Meter entfernt wartet ein Bus. Der Seeheimer Kreis, die Konservativen in der SPD, hat ein Schiff gechartert, mit dem 1000 Genossen den ganzen Abend lang über den Wannsee und den Jungfersee schippern werden. Früher, als Deutschland noch von Bonn aus regiert wurde, ging es den Rhein hoch und runter. Damals hatte Eichel in Hessen zu tun. Er war dort Ministerpräsident, bevor er im März 1999 Finanzminister wurde, weil Oskar Lafontaine aus dem Amt geflüchtet war. Inzwischen ist Eichel 68.

Der Bus fährt ab, und es dauert nicht lange, bis Eichel tief in der Vergangenheit versunken ist. Er erinnert sich gerne an jene Gespräche mit Riester, der – als es ernst wurde – sofort zusagte, aus seinem Etat ein Drittel der notwendigen Kürzungen beizutragen. An die Versteigerung der UMTS-Lizenzen, die unfassbare 98 Milliarden D-Mark brachte. Und, ja, den intensivsten Moment in seiner Zeit als Minister, als Politiker überhaupt, den 11. September 2001. Die Welt war in Aufruhr, es drohte ein Zusammenbruch des Finanzsystems. »Wir, also die Finanzminister der G20«, sagt Eichel, »waren uns sofort einig, was zu tun ist.« Sie haben die Börsen beruhigt, die Welt gerettet.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das war Eichels gute Zeit, die erste Amtsperiode. Als Sparkommissar war er ständig in der Zeitung, Dauergast in Sabine Christiansens Talkshow und beliebt. Doch irgendwann begann ihm die Macht zu entgleiten, und es schien, als sei er der Einzige, der es nicht merkte. Die Staatsverschuldung stieg, der Wirtschaft ging es schlecht. Eichel wollte sparen wie bisher, aber Müntefering und Schröder ließen ihn nicht mehr. Die Deutschen wollten keinen Sparkommissar, sie hatten Angst. Als Schröder sich 2005 in Neuwahlen flüchtete, war klar, dass Eichel nicht Minister bleiben würde.

Früher, sagt Eichel, habe eine Einladung zu Christiansen ihm das ganze Wochenende verhagelt, weil er nach einer harten Woche sonntags freihaben wollte. Wenn Anne Will anruft, sagt er inzwischen gerne zu. Aber das passiert nur noch selten.

Bis 2009 war Eichel noch Bundestagsabgeordneter, dann war Schluss. Er arbeitet jetzt für die Friedrich Ebert Stiftung, leitet den Politischen Club der Evangelischen Akademie Tutzing und schreibt Gastbeiträge. Eichel hat sich nie größer gemacht, als er war, dafür fehlt ihm das Talent. Das unterscheidet ihn von Männern wie Schröder oder Joschka Fischer. Auch deshalb hört man so wenig von ihm.

»Der Abschied aus dem Amt ist mir damals schwergefallen, da muss ich gar nicht lange drum herumreden«, sagt Eichel und nestelt in der Jackettasche nach seinem Handy, das klingelt. »Entschuldigen Sie«, sagt er, »ich muss das mal eben annehmen. Ich habe versprochen, ein paar Fragen zu beantworten.« Es ist nicht Anne Will, auch keine Zeitung, es ist die Autowerkstatt, die ihre Kunden befragt. Reparatur, Service, was man so wissen will. »Schreiben Sie: zufrieden«, sagt Eichel. Zufrieden, sehr zufrieden, zufrieden. So geht das zehn Minuten. Eine Frauenstimme fragt, der Ex-Minister hört geduldig zu und antwortet, alles sei bestens.

Er legt auf. Wo war er gleich stehen geblieben? Ach ja, der Abschied. Schwierige Sache. Er brauchte eine Beschäftigung. Er fuhr heim nach Kassel und nahm sich das Haus vor. »Wir haben Wände rausgerissen und alles komplett umgebaut. Mein Traumberuf war und ist ja Architekt, ich mag moderne Architektur.« Tagsüber renovierte er, abends lag er im Bett und richtete in Gedanken andere Häuser ein. Das macht er noch heute, wenn er ein Hotel betritt oder ein anderes Gebäude, das er nicht kennt.

Am Wannsee angekommen, schüttelt Eichel ein paar Hände, bevor er sich im Restaurantsaal im Bauch der MS Paloma an einen langen Tisch setzt, zu einer alten Bekannten und ein paar Jusos. Eichel sieht, wie in der Mitte des Saals ein Moderator sich ein Mikrofon greift, um die Ehrengäste zu begrüßen. Hans-Jochen Vogel, Joachim Gauck, der Beinahe-Bundespräsident, Gerhard Schröder. Eichel reckt den Hals, dreht sich. Irgendwo steht Schröder kurz auf, nickt, um sich für den Applaus zu bedanken. »Es gab eine Zeit, in der ein Parteichef so mutig war, gegen das eigene Lager zu



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

entscheiden«, sagt Eichel, ohne seinen Blick von Schröder abzuwenden, leise, als spräche er zu sich selbst. Als ob er sich bei sich selbst versicherte, dass die Agenda gut und richtig war und es noch immer ist. Eichel klatscht und lässt sich von einer der Serviererinnen den dritten Rotwein einschenken.

Er ist umgeben von mehr als 1000 Sozialdemokraten, Schröder wird als Maskottchen gebraucht, ständig muss er sich mit jungen Frauen oder Männern fotografieren lassen, die ihm jemand in den Arm schiebt. Eichel ist einer unter vielen. Er hat alle Zeit, mit dem Besteck ein paar Spargelstangen auf seinem Teller zu bearbeiten, die ähnlich hart sind wie die Zeiten. Das hier ist noch die SPD, seine SPD, auf deren Parteitage er fährt, trotzdem ist sie eine andere, denn er ist nicht mehr ihr Hans.

Eichel sagt, dass man im Leben noch etwas anderes brauche als die Politik. »Wenn man das nicht hat, kann einen das deformieren.« Er hat seinen Freundeskreis, seit Jahrzehnten denselben. Er nimmt sich viel Zeit für das Gespräch über sein jetziges Leben und das alte, er guckt sich nicht ständig um, um zu prüfen, ob er etwas verpasst. Ein zugewandter Mann, freundlich, er lacht viel.

Spät an diesem Abend, kurz bevor er aufbricht und mit einer Jutetasche voller SPD-Tassen am Arm zur S-Bahn marschiert, sagt Eichel, wahrscheinlich sei Walter Riester derjenige von damals, der ihm der Nächste sei. »Der hat es auch geschafft, sich ein Leben außerhalb der Politik zu erhalten.«

Ein Plattenbau in Berlin-Mitte, den die Zeit grau und braun gefärbt hat, der Fernsehturm ist nicht weit. In einem Türrahmen in der obersten Etage steht ein schwächlicher Mann in braunen Filzlatschen, die Hände in die Hosentaschen gegraben. Riester bittet in eine Wohnung, die eher an eine Studentenbude erinnert als an die Arbeitswohnung eines früheren Sozialministers. Helle Holzregale, Holzschreibtisch am Fenster, Couch mit weißem Bezug, alles ein bisschen wie aus dem Ikea-Katalog.

»Ich bin nur selten hier«, sagt Riester. Es ist früher Sonntagnachmittag, am Abend wird ein Fußballspiel im Fernsehen übertragen, das er sich ansehen will. Vorher möchte er noch ein bisschen arbeiten, ein paar Unterlagen, die er für die nächsten Tage braucht. Rente mit 67, das ist irgendwie nichts für ihn. Er hat in Kärnten ein Haus gebaut, an der Wand hängt ein Foto. Holzskelett, viel Glas, wenig Mauern, phänomenaler Blick. Die Nachbarn haben sich gewundert, als auf dem Grundstück ein ehemaliger deutscher Minister kniete und Bodenplatten verlegte. Demnächst will Riester die Garage ausbauen und einen neuen Boden legen. Hat er gelernt, macht er gern, auch für Freunde. Wenn nur die Zeit nicht so schnell verginge.

»Als ich nicht mehr Minister war, dachte ich: Ich habe vielleicht noch 20 Jahre«, sagt Riester, er lacht. »Davon sind jetzt acht um.« Das Lachen ist schlagartig verschwunden.

Er übt noch, aufzuhören. Seine Frau verlangt, dass er endlich kürzertritt. Wenn nicht, fürchtet Riester, »gibt es Ärger«. Denn er übt schon ziemlich lange.

Er ist von Schröders Reformern derjenige, der am meisten Zeit hatte, sich an ein Leben nach der Macht zu gewöhnen. »Job-Aktiv«, Gesetze, mit denen die rot-grüne Regierung Langzeitarbeitslose stärker rannehmen wollte, »fördern und fordern«, ein Vorläufer der Hartz-Gesetze, und eine private Rente neben der gesetzlichen, das waren Riesters Ideen. Als es nach der Wahl 2002 darum ging, aus vielen Ideen eine große Reform zu machen, hatte Schröder seinen Arbeitsminister ausgetauscht.

Der Abschied von der großen Bühne sei anfangs nicht leicht gewesen, sagt Riester. »Die vier Jahre als Minister waren die verdichteten meines Lebens.« Aber auch die, »in denen ich am wenigsten tun konnte, was ich eigentlich immer wollte: nachdenken, entwickeln, Politik machen«. Riester spricht leise, er hätte vielleicht besser in das beschauliche Bonn gepasst als in das vorlaute Berlin. Ein paar Jahre saß er noch im Bundestag, unbeachtet von der Öffentlichkeit. Er hat etwas aus der Politik mitgenommen, das von ihm bleiben wird. Seine Rente.

Riester riestert. Aus dem Minister ist eine Ich-AG geworden, ein Unternehmer, der seinen Namen zur Marke gemacht hat und damit gut zu tun hat. Einladungen, Vorträge, Schulungen. Riester bildet Vertriebsleute aus, die Riester-Renten verkaufen. Außerdem ist er im Aufsichtsrat des weltweit tätigen Finanzkonzerns Union Investment, der rund 170 Milliarden Euro Vermögen verwaltet und ebenfalls Riester-Renten vermarktet.

Riester erweckt nicht den Eindruck, als warte er darauf, dass jemand ihn mal anruft. Auch wenn man seine Handynummer hat, kann es dauern, bis man ihn erreicht. Und wenn man seinem Terminkalender glauben darf, hilft ihm sein früheres Leben, gutes Geld zu verdienen.

Schon als er noch im Bundestag saß, hat er viele bezahlte Reden gehalten, in denen es um Rentenvorsorge ging, viele bei Versicherungen. Eine Zeitung nannte ihn den »Nebenjob-König«, auf der Website »Abgeordnetenwatch« ist bis heute nachzulesen, dass er in den Jahren als Abgeordneter mindestens 400.000 Euro nebenbei verdient hat.

Es gehe ihm nicht darum, möglichst viel Geld zu verdienen, sagt Riester, sondern darum, die Leute aufzuklären. »Keine Riester-Rente ist wie die andere.« Es gebe seriöse Anbieter und unseriöse. Es gebe sehr gute Produkte, aber auch schlechte und sogar hundsmiserable. Und er sieht seine Aufgabe darin, einen Pfad durch das Dickicht der Angebote zu schlagen. Was sollte daran falsch sein?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Als das rot-grüne Projekt endete, begann das Projekt Seitenwechsel. Aus keiner anderen Regierung sind so viele Mitglieder in die Wirtschaft gewechselt, kaum dass sie abgewählt waren. Gerhard Schröder und Joschka Fischer wurden Lobbyisten für Gaspipelines; Schröder steht auf der Seite der Russen, Fischer auf der Seite der Europäer, es ist das große Spiel zweier großer Egos, wie früher. Wirtschaftsminister Wolfgang Clement wurde Aufsichtsrat einer Zeitarbeitsfirma und Lobbyist der Energieindustrie, Innenminister Otto Schily Aufsichtsrat einer Firma für biometrische Sicherheitstechnik und Andrea Fischer, die erste grüne Gesundheitsministerin, Pharmalobbyistin. Riester wurde Riester-Agent.

Ihr neues Leben ist fast wie das alte. Die gleichen Themen, Konferenzen, Treffen mit Managern, Werben für die eigene Sache. Bloß die Sache, für die sie eintreten, hat sich geändert.

Peer Steinbrück, Eichels Nachfolger, hat gerade erst in einem Handelsblatt - Interview gesagt, er habe in den vergangenen Monaten Angebote bekommen, die er alle abgelehnt habe. »Erst Bundesfinanzminister und dann sofort in das Gremium eines Finanzinstituts – das kann man nicht machen.«

Andere haben es gemacht, Menschen, die etwas bewegen und etwas werden wollten, die zu Kanzlern und Ministern aufgestiegen waren, zu moralischen Instanzen. Es ist ein Symptom der rot-grünen Zeit.

Es wäre interessant, zu erfahren, wie sie selbst erklären, warum das so ist. Doch ihre knappen Antworten lassen sich leicht auf ein paar Schlagworte zusammendampfen. Typisch deutsche Neiddebatte. Noch nicht bereit für die Rente. Eine neue Herausforderung.

Wer nach anderen Gründen sucht, nach einer Systematik, der stößt unweigerlich auf Franz Walter. Walter, Politologe aus Göttingen, ist so etwas wie der Betriebspsychologe der deutschen Sozialdemokratie. Er ist selbst langjähriges Mitglied der Partei, seine Aufsätze und Bücher gelten als Standardwerke.

»Pragmatismus«, das ist Walters Schlüsselwort und schon ein wichtiger Teil der Erklärung. Das Kraftzentrum von Schröders Regierung waren Pragmatiker ohne Ideologie. Das unterschied sie von ihren Vorgängern, die von den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs geprägt waren. Man könnte es als ein Lob verstehen, wenn ein Politikforscher einer Regierung nachsagt, sie sei pragmatisch gewesen. Aber so sieht es Walter nicht. Der Pragmatismus der Schröders und Münteferings und Clements habe »etwas Wurschtiges, manchmal sogar Zynisches«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gehabt. Was Walter meint, ist das Prinzip der Prinzipienlosigkeit. Die Haltung, dass Moral, Grundsätze und Programme nur beim Regieren stören. Den Protagonisten, vor allem denen der SPD, habe »jegliches inhaltliche Gerüst« gefehlt.

Diese Pragmatiker regierten in der neuen Berliner Republik, nicht mehr in Bonn. Mit dem Regierungsumzug haben sich die Bedingungen verändert, unter denen Politik entsteht. Berliner Politik, das heißt mehr Medien, mehr Redaktionen, mehr Aufmerksamkeit. Es heißt auch größerer Einfluss durch Lobbygruppen, sagen Politikwissenschaftler. Am Entstehen der Agenda 2010 hätten, im Hintergrund, Wirtschaftslobbyisten oder wirtschaftsnahe Stiftungen mitgewirkt.

Franz Walters Kritik ist hart, sie zielt nicht nur auf die Agenda 2010, sondern auch auf die Männer, die sie geschaffen haben. Männer, die irgendwann angefangen haben, ihre Entscheidungen zu treffen, ohne Rücksicht zu nehmen, nicht auf Wahlergebnisse, nicht auf ihre Ämter. Und, so sieht es Walter, auch nicht auf ihre Partei.

Als die Regierung Schröder abgewählt war, machten ihre Kabinettsmitglieder demnach weiter, wie sie zuvor regiert hatten. Pragmatisch, ohne Rücksichten, in der Wirtschaft. Als sie dafür hart kritisiert wurden, war auch das ja nichts Neues. Sie hatten gelernt, dass in der Menschenverschleißmaschine des Berliner Politikbetriebs nur bei Verstand bleibt, wer es versteht, sich gegen Kritik zu imprägnieren.

Riester sagt, dem Gerd Schröder sei er nicht mehr böse. Mit Eichel habe er gut zusammengearbeitet, der habe die Riester-Rente mit gigantischen Zuschüssen unterstützt. Den Münte, den schätze er. Peter Hartz, der Unglückliche, ach, ein wunder Punkt. Er habe seit dessen Abgang nicht mehr mit ihm gesprochen. Er würde ja eigentlich gerne mal anrufen und fragen, wie es ihm gehe.

Würde er es tun, Riester spräche zu einem Mann mit dünner Stimme. »Ich danke für Ihr Interesse«, sagt Peter Hartz, als er nach einigen Tagen auf die dritte Rückrufbitte reagiert. Man muss den Hörer fest ans Ohr drücken, um ihn zu verstehen. »Aber bitte haben Sie Verständnis, dass ich mich im Moment nicht äußern möchte.«

Wie es ihm gehe? »Bitte haben Sie Verständnis«, sagt Hartz noch einmal. Er sagt, dass er keine Zeit habe, und nimmt sich dann 20 Minuten, es umständlich zu erklären. Ein Treffen, nein, nein, das möchte er nicht, im Moment nicht. Peter Hartz ist vorsichtig geworden. Erst Ergebnisse liefern, dann mit der Presse reden. Es war ein schmerzhafter Weg zu dieser Erkenntnis.

Riester mag riestern, doch es steht kein Name so sehr für die Agenda 2010 wie der von Peter Hartz. Es gibt das Substantiv Hartzler, es gibt das Verb hartzen. Zwei Wörter

aus dem umgangssprachlichen Gebrauch, sie stehen für das gleiche Phänomen: nichts tun und Geld dafür bekommen. Für Menschen, die länger als ein Jahr ohne Arbeit sind, steht Hartz IV für Absturz und Angst und Scham.

Es heißt, Peter Hartz bekomme immer noch Morddrohungen. Es heißt, er fühle sich nach wie vor missverstanden. Und alles, was er nun tut, erweckt den Anschein, als wolle er seinen Namen von all der Schmach reinigen. Er hat ein Büro in einem Saarbrücker IT-Park, er hat ein Arbeitsförderungsprogramm für Langzeitarbeitslose aufgelegt, »Minipreneure«. Es umfasst Gesundheitscoaching, Talent-Diagnostik und so fort, ein betreuter Neustart. Das alles klingt bekannt, nach Ich-AGs, nach Agenda-Politik. Es klingt nach Hartz V. Nur dass dieses Mal die Politik nicht all seine schönen Ideen so lange schreddert, bis sie zwar kompromissfähig sind, aber nicht mehr wiederzuerkennen.

Er hätte Hartz schon vor Jahren anrufen müssen, sagt Riester. Jetzt sei es wohl zu spät. Und je länger dieser Tag dauert, dieses Gespräch über den Minister Riester, die Regierung, die Agenda, desto weiter scheint Walter Riester all das hinter sich gelassen zu haben. Und einen ganz besonders.

Das Lokal, das Wolfgang Clement vorgeschlagen hat, ist ein Eiscafé an einem kleinen Platz in der Bonner Innenstadt, nur ein paar Schritte von seinem Büro und der Universität entfernt.

»Reicht eine Stunde?«, fragt Clement, als er pünktlich erscheint. Sein hageres Gesicht ist ihm geblieben, doch die zwei scharfen Falten um die Mundwinkel haben sich tiefer hineingegraben. Clement, Riesters Nachfolger, war der mächtigste Minister in Schröders zweiter Amtszeit.

Vor einigen Monaten ist er aus der SPD ausgetreten, bevor die Partei ihn rausschmeißen konnte. Viele frühere Weggefährten sprechen seinen Namen nur noch mit verächtlichem Unterton aus. Sie tragen ihm nach, dass er der Parteifreundin Andrea Ypsilanti geschadet hat, nur ein paar Tage vor der Landtagswahl in Hessen. Dass er sich als Lobbyist für den Energiekonzern RWE verwendet und in Wahlkämpfen für die FDP geworben hat, macht die Sache in ihren Augen nicht besser.

»Wie Wolfgang Clement sich einspannen lässt von Medien und dem politischen Gegner, das finde ich schlimm«, hatte Walter Riester gesagt. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass er so doof ist und das nicht merkt. Aber wenn er so doof ist, wäre es noch schlimmer.«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Pffftttttt, Clement macht eine Handbewegung, als verscheuche er eine lästige Fliege. »Ich will das Ganze nicht weiter kommentieren, sonst müsste ich jetzt einiges zum Thema Mitbestimmung versus Lobbyismus sagen.« So viel zu Riester. Clement, so sieht es Clement, hat für sich eine simple Frage beantwortet und seine Konsequenz daraus gezogen. Ein Macher und ein Haufen Zauderer, das passte nicht mehr. Er findet, dass die Agenda 2010 bloß ein erster Schritt war, wenn auch ein großer. Ihm schwebt ein Staat vor, der schlank ist wie er selbst. Er hält Vorträge darüber, er schreibt darüber in Gastkommentaren für Zeitungen und in Büchern. Sein Ton ist der eines Mannes, der nicht zweifelt.

Eine Karriere zu beenden ist eine der schwierigsten Aufgaben im Leben eines Menschen. In der Politik, im Sport, im normalen Leben. Es gibt dafür genügend prominente Beispiele. Michael Schumacher war siebenfacher Formel-1-Weltmeister, als er zurücktrat. Er fährt nun wieder im Kreis. Doch aus dem Superhelden ist ein Fahrer geworden, den man bemitleidet, wenn es wieder gerade mal so für einen Platz unter den besten zehn reicht. Sportler aber entscheiden meist selbst, wann sie aufhören. Politiker werden abgewählt, das Volk entzieht ihnen seine Gunst. Das macht es schwer. Erst recht, wenn man glaubt, das Richtige zu tun.

Die Agenda-Reformer haben etwas begonnen, das sie nicht zu Ende bringen konnten. Sie hatten kein Wirtschaftswunder wie Adenauer, keine Einheit wie Kohl, für die das Volk ihnen dankbar war. Sie haben unbeliebte Gesetze mit sperrigem Namen gemacht und müssen darauf hoffen, dass die Zeit ihnen recht gibt. Beeinflussen können sie es nicht mehr. Sie waren mal was. Und inzwischen sieht es sogar so aus, als sei die herausragende Leistung, die sie alle für sich in Anspruch nehmen, nur noch: mal was gewesen zu sein.

Die Leiharbeit hat reguläre Arbeitsplätze gekostet, das Arbeitslosengeld I ist wieder verlängert. Eine Flut von Hartz-IV-Klagen beschäftigt die Sozialgerichte. Es scheint, als sei von der Agenda 2010 nicht mehr viel übrig.

»Stimmt nicht!«, knurrt Franz Müntefering. In seinem Abgeordnetenbüro, Unter den Linden, dritter Stock, läuft auf einem großen Flachbildschirm Bundestagsfernsehen. Müntefering ist jetzt 70, er hat keine Ämter mehr. Er ist ein Abgeordneter, der seine letzte Schlacht schlägt. Er kämpft um das Vermächtnis seiner besten Zeit als Politiker.

Ohne ihn hätte es die Agenda 2010 nie gegeben, Müntefering hat für Schröder die nötigen Mehrheiten besorgt. Die wichtigen Daten hat er alle noch im Kopf. Abstimmungen, Fraktionssitzungen, Wahlen, die verloren gingen, die ganze Geschichte. Wenn Müntefering begründet, warum die Agenda auch aus heutiger Sicht alternativlos ist, klingt er, als ob er einen Bericht zur Abschrift diktierte. Einen politischen Rahmen für die nächsten zehn Jahre zu entwerfen, sagt er, das »war richtig, ist richtig, bleibt

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

richtig«. Deutschland habe heute eine Million Langzeitarbeitslose weniger, und die, die keinen Job bekämen, hätten größtenteils mehr Geld als vorher. Der Satz ist ihm so wichtig, dass er ihn wiederholt. »Meeeeeher Geld als vorher!«

Er weiß selbst, dass all diese Argumente nichts ändern. Wenn die Deutschen Agenda 2010 hören, denken sie an Zumutungen. Es interessiert sie nicht sehr, wenn Ökonomen sagen, Deutschland sei bisher auch dank der Agenda-Reformen einigermaßen gut durch die Krise gekommen.

Je verbissener Müntefering gegen all die Kritik anredet, desto greifbarer wird sein Dilemma. Während des fast zweistündigen Gesprächs gibt es Momente, da haftet sein Blick an der Wand, man hat das Gefühl, den Raum verlassen zu können, und Müntefering würde einfach weitersprechen.

Ein warmer Abend in Berlin. Auf einem Platz am Spreeufer hinter dem Kanzleramt sind Hunderte Genossen zwischen Biertischgarnituren, ein paar weißen Gastronomenzelten und einer Bühne zusammengepfertcht. Über allem liegt der scharfe Rauchgeruch der Grills. Der Platz ist abgeriegelt, Zutritt nur für Mitglieder und geladene Gäste.

Es ist ein Abend der neuen SPD. Ihre Hackordnung lässt sich daran ablesen, wer an diesem Abend im Zentrum der Bewegungen steht, um wen herum sich die größten Rudel verständig nickender Parteifreunde versammeln. Frank-Walter Steinmeier, Sigmar Gabriel, Andrea Nahles. Als ein schmaler älterer Herr im kaffeebraunen Anzug eintrifft, nimmt kaum jemand von ihm Notiz. Nur eine Frau kommt auf ihn zugelaufen, ob er sich mit ihren Töchtern fotografieren lasse. Müntefering posiert geduldig, er gibt ein Autogramm, zu allem lächelt er wie ein gütiger Onkel. Schon bald wird er mit Steinmeier der Einzige aus Schröders Reformtruppe sein, der noch Teil des Berliner Politikbetriebs ist. Franz Müntefering, letzter Statthalter der Agenda 2010.

Rürup versucht sein Glück wiederzufinden, Riester scheint längst fündig geworden zu sein. Eichel privatisiert und hat nichts dagegen, wenn sein Wissen ab und an doch noch mal gefragt ist. Clement steht auf der anderen Seite, der der Wirtschaft. Wie Schröder. Von der alten Garde kann Müntefering nicht die Unterstützung erwarten, die er brauchte. Ihre Zeit ist vorbei.

Selbst Steinmeier ist inzwischen ein wenig von seinen Reformen abgerückt, das macht die Sache nicht leichter. Er hat geschwiegen, als das Arbeitslosengeld I für Ältere wieder verlängert wurde. Nun will die SPD die Rente mit 67 erst mal aufschieben, und Steinmeier trägt das mit.



Irgendwann an diesem Abend, inmitten des Trubels, steigt Franz Müntefering unbemerkt eine Treppe hinunter. Hinter seinem Rücken tastet er mit einer Hand suchend nach seiner viel jüngeren Frau. Und plötzlich wirkt er wie ein Mann, den man nicht kennt. Alt und verletzlich.

## Fördern und fordern

Die Agenda 2010 markiert einen Richtungswechsel in der deutschen Sozialpolitik. »Wir werden Leistungen des Staates kürzen, Eigenverantwortung fördern und mehr Eigenleistung von jedem Einzelnen abfordern müssen«, sagte Bundeskanzler Gerhard Schröder in seiner Regierungserklärung am 14. März 2003 zur Agenda 2010.

## Flexibilisierung des Arbeitsmarkts

Ein Kernstück war die Flexibilisierung des Arbeitsmarkts: die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe auf einem niedrigeren Niveau zu Hartz IV, die Senkung der Lohnnebenkosten, die Liberalisierung der Zeitarbeit und eine Lockerung des Kündigungsschutzes. Außerdem führte die rot-grüne Regierung für die gesetzlich Krankenversicherten eine höhere Selbstbeteiligung ein, etwa mit der Praxisgebühr.

## Proteste

Die damalige Opposition unterstützte einen großen Teil der Reform. Wirtschaftswissenschaftler bescheinigen der Agenda 2010 nachhaltige positive Effekte auf die Beschäftigung. In der SPD führten die Beschlüsse jedoch zu heftigen Kontroversen. Gewerkschaften und Parteimitglieder warfen der Regierung zu starke Einschnitte in den Sozialstaat vor. In vielen Städten fanden gegen die Agenda 2010 »Montagsdemonstrationen« statt; aus den Protesten entstand die WASG, die später mit der PDS zur Partei Die Linke fusionierte.



## Plädoyer für den Teufel

*Wenn sie ihre Kriege verlieren, landen Diktatoren inzwischen vor internationalen Gerichten. Ihre Verteidiger kämpfen für rechtsstaatliche Prinzipien, selbst wenn der Mandant Gaddafi heißt. Je grausamer der Schlächter, desto größer der Ruhm seines Anwalts..*

Julia Proisinger, Der Spiegel, Nr. 34/2011

Wenn der Krieg in Libyen vorbei sein und Muammar al-Gaddafi vor Gericht stehen wird, dann wird er einen Anwalt brauchen.

"Ich würde ihn sofort verteidigen", sagt der Mann, der derzeit Charles Taylor, den ehemaligen liberianischen Diktator, vertritt. "Wenn er mich will", sagt der Mann, der Radovan Karadžić, angeklagt wegen Völkermordes, vertritt. "Was spricht dagegen?", sagt der Mann, der General Perišić, angeklagt wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, vertritt.

Courtenay Griffiths, Peter Robinson und Gregor Guy-Smith sind Strafverteidiger vor internationalen Gerichten. Sie verteidigen Menschen, die als Monster gelten. Sie arbeiten überall dort, wo das Recht erreichen soll, was Politik und Diplomatie nicht gelungen ist. In Kriegszeiten sollen diese Gerichte Verbrecher abschrecken, in Friedenszeiten Opfer versöhnen. Dass diese einfache Idee so schwer umzusetzen ist, liegt auch an Männern wie Griffiths, Robinson und Guy-Smith. Sie haben Verteidigungsstrategien, die solche Prozesse quälend in die Länge ziehen, und je länger die Verfahren dauern, um so teurer werden sie.

Peter Robinson, 58, klein und kompakt, braungraue Locken, fährt auf seinem gelben Fahrrad auf ein Backsteingebäude zu, in dem er gleich den Mann treffen wird, den er "Radovan" nennt. Er findet Radovan liebenswert und gebildet. Robinson betritt das Gefängnis im Haager Stadtteil Scheveningen, nur wenige hundert Meter vom Meer entfernt, und bittet um einen Termin mit "Dr. Karadžić". Dr. Karadžić, Radovan Karadžić, der ehemalige Präsident der Republika Srpska. Angeklagt vor dem Jugoslawien-Tribunal in Den Haag wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und wegen Genozids an etwa 8000 Muslimen in Srebrenica.

Zwölf Jahre lang hatte sich Karadžić vor dem Haftbefehl des Tribunals hinter einer falschen Identität als Alternativmediziner mit Vollbart versteckt. 2008 wurde er in Belgrad festgenommen und nach Den Haag überstellt. Jetzt wartet er im Besucherraum auf Anwalt Robinson.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

An diesem Tag hat Robinson Karadžić acht Anträge zur Unterschrift mitgebracht. Robinson will, dass das Gericht neue Zeugen vorlädt und die bosnische Regierung zwingt, Dokumente freizugeben. Auf diese Weise möchte er einen der schwersten Vorwürfe der Anklage in Zweifel ziehen. Karadžić soll für "ethnische Säuberungen" verantwortlich gewesen sein.

Danach muss Karadžić noch Robinsons monatliche Honorarabrechnung abzeichnen, 71 Euro erhält der Rechtsbeistand pro Stunde. Da Karadžić sein Verteidigungs-Team nicht bezahlen kann und Robinson keine Zahlung von dubiosen Quellen wie serbischen Extremisten annehmen will, kommt das Geld vom Tribunal; etwa 22 000 Euro erhält sein Verteidigungs-Team jeden Monat.

Auch Karadžić bringt dem Anwalt oft etwas mit, in einem blauen Plastikeimer: Fruchtsäfte und selbstgemachte Hackfleischbällchen. Er hat Zugang zur Gemeinschaftsküche in seinem Gefängnis, hier steht er gelegentlich am Herd. Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit hat Karadžić noch Fanta serviert, jetzt gibt es nur noch frische Säfte. Karadžić ist die Gesundheit seines Rechtsberaters wichtig.

Zwei Stunden später verlässt Robinson das Gefängnis und radelt den kurzen Weg zum Tribunal. "Heute musste ich Dr. Karadžić bremsen, er wollte gern die Intervention in Libyen diskutieren. Aber wir hatten viel zu tun." Erst am Vortag ist Robinson von einer Reise nach Kopenhagen und Genf zurückgekommen, er hat dänische Militärs getroffen und in vertraulichen Uno-Archiven gewühlt, immer auf der Suche nach entlastenden Beweisen für seinen Mandanten.

"Wenn es gut für uns läuft, dauert der Prozess noch lange", sagt Robinson. Karadžić hofft auf drei weitere Jahre, in denen er seine Sicht auf den Konflikt erklären will. Deshalb verteidigt er sich selbst vor Gericht, Robinson ist formell nur sein Rechtsberater.

Robinson schließt sein Fahrrad vor einem beigefarben gekachelten Gebäude ab, dem Jugoslawien-Tribunal. Der Uno-Sicherheitsrat hatte zu Beginn der neunziger Jahre nach einem Werkzeug gesucht, um Frieden zu schaffen. Den Internationalen Strafgerichtshof von Den Haag, der im Juni einen Haftbefehl gegen Gaddafi erlassen hat, gab es damals noch nicht, aber die Idee, die blutigen Kriege auf dem Balkan mit Strafjustiz und Abschreckung zu beenden, war schon da. Mit einer Resolution gründete der Sicherheitsrat 1993 sein erstes Tribunal: ein Gericht nur für die Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien.

161 Anklagen hat es dort gegeben, 64 Verurteilungen, 13 Freisprüche. 35 Verfahren laufen noch. Eine Erfolgsgeschichte, das sagen die Zahlen, aber das Tribunal ist auch bekannt für sein Scheitern. Slobodan Milošević etwa, der wichtigste Angeklagte bis heute, wurde nie verurteilt. Sein Prozess endete 2006 mit seinem Tod. In wenigen Jahren muss das Tribunal seine Tore schließen, der Uno-Sicherheitsrat will es nicht weiter finanzieren. Der Karadžić-Prozess läuft seit 2009, und vor kurzem haben die Verfahren gegen die beiden letzten mutmaßlichen Kriegsverbrecher begonnen, Ratko Mladić und Goran Hadžić. Mit diesen Prozessen kann das Tribunal ein letztes Mal beweisen, dass es sein Geld wert ist. Weit über 1,5 Milliarden Dollar hat es bereits gekostet.

Robinson geht durch die Sicherheitsschleuse des Tribunals. Vor zehn Jahren war er hier zum ersten Mal, sah sich Prozesse an und staunte über dieses gerade entstehende Rechtsgebiet, das Völkerstrafrecht. Nach den Nürnberger Prozessen gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher hatte es mehr als 40 Jahre gedauert, bis sich Einzelne wieder vor internationalen Gerichten für schwerste Menschenrechtsverletzungen verantworten mussten. Man kann diese Entwicklung als den Schritt zu einem Weltbürgertum begreifen: Bestimmte Werte sollen überall gelten.

Den Haag ist inzwischen der zentrale Ort, an dem sich Kriegsverbrecher verantworten müssen. Es gibt den Internationalen Strafgerichtshof; es gibt das Jugoslawien-Tribunal; es gibt ein Sondergericht für Verbrechen im Libanon oder auch ein Tribunal, das über die Taten von Charles Taylor verhandelt.

Robinson kommt aus kleinen Verhältnissen, der Vater war Vertreter für Budweiser-Bier, die Mutter Sekretärin. Er hatte Ehrgeiz, besuchte eine Privatschule, studierte Recht und stieg schnell auf zum Staatsanwalt. Später wurde er Anwalt und lernte, die Frage von Schuld oder Unschuld den Richtern zu überlassen.

Vom Jugoslawien-Tribunal las er zum ersten Mal in einer Broschüre. Er kaufte sich 20 Bücher über die Balkan-Kriege und zog mit seiner Familie aus den USA nach Den Haag. Monatlang lungerte er am Gericht herum, hoffte, dass irgendein Angeklagter ihn zum Verteidiger ernennen würde. Er sah sich Prozess um Prozess an - und wunderte sich. Über Ankläger, die Opferzahlen in die Höhe trieben, so schien es ihm jedenfalls. Und über Anwälte, die er für Stümper hielt. Ein Mandant ist ein Mandant, auch wenn der Mandant ein Teufel ist. So sieht Robinson das.

Nach einigen Monaten bekam er seinen ersten Fall. Es ging um Srebrenica und um die Frage, ob der Mord an etwa 8000 muslimischen Männern den juristischen Tatbestand des Völkermords erfüllte. Bei der Arbeit an diesem Fall, sieben Jahre vor Karadžić' Festnahme, kam Robinson zu der Überzeugung, dass eben- dieser Karadžić, falls er jemals vor Gericht käme, tatsächlich freigesprochen werden könnte. Karadžić, dachte

Robinson damals, schien räumlich so weit von den Gräueltaten in Srebrenica entfernt, dass es dem Gericht schwerfallen würde, eine Schuld nachzuweisen. Denn schuldig sprechen kann das Gericht nur, wenn es Beweise für Morde vor Ort hat, Zeugen, die diese Morde gesehen haben - und der Nachweis der Befehlskette oder der Mitwisserschaft gelingt. Und Peter Robinson, der immer so freundlich lächelt, den die Richter mögen am Tribunal, weil er höflich und leise ist, dieser Peter Robinson also beschloss, Radovan Karadžić zu verteidigen. Robinson kannte Karadžić bis dahin nur vom Fahndungsplakat des Tribunals.

Er übernahm andere Fälle, an anderen Gerichten, verteidigte Völkermörder vor dem Ruanda-Tribunal, lernte die Besonderheiten des Völkerstrafrechts immer besser kennen. Nur wenn ihm ein Fall angeboten wurde, der ihn in einen Interessenkonflikt zu Karadžić gebracht hätte, lehnte er ab. Er wartete. Er hatte sich "Radovan" versprochen.

Dann endlich kam der 21. Juli 2008, der Tag, an dem Karadžić in Belgrad verhaftet wurde. In den Tagen nach der Festnahme hörte der mutmaßliche Völkermörder von jenem kleinen Mann, der seit Jahren ganz Den Haag von seinen Verteidigungsträumen erzählte.

Er wolle sich zwar selbst verteidigen, da er die Fakten besser kenne als jeder andere, erklärte Karadžić Robinson bei dessen erstem Besuch im Gefängnis. Aber er habe keine Ahnung von Recht, er brauche einen obersten Rechtsberater.

Jetzt sitzt der oberste Rechtsberater, wie so oft, in der Kantine des Tribunals. Früher musste er sein Sandwich an der Tankstelle hinter dem Tribunal kaufen. Die Verteidigung durfte die Kantine nicht betreten, die Anklage schon. Das war eine dieser Regelungen, die nicht zu Robinsons Rechtsverständnis passten.

Robinson redet in der Kantine mit einem Mitarbeiter über eine Granate, die 1994 auf dem Markale-Marktplatz in Sarajevo explodierte, 68 Menschen tötete und 144 verletzte. Als schuldig gilt - das haben frühere Verfahren festgestellt - die Armee der bosnischen Serben, der Republika Srpska. Karadžić könnte als damaliger Präsident für die Taten verantwortlich gemacht werden. Das Tribunal hat juristische Modelle entwickelt, um auch jene verurteilen zu können, die Taten vom Schreibtisch aus befohlen haben. "Vorgesetztenverantwortlichkeit" oder "Mitgliedschaft in einem gemeinsamen verbrecherischen Unternehmen" heißen solche Modelle.

Robinson will von seinem Mitarbeiter wissen, ob es möglich sei, dass die muslimische Armee die Granate gezündet habe, dann wäre Karadžić in diesem Punkt entlastet. Robinson sucht nach Lücken in der Geschichtsschreibung. Es geht darum, Zweifel zu säen.

Ein Stockwerk unter ihm sitzt ein Kollege, bei dem man den Eindruck hat, dass der Zweifel sein Lebensantrieb ist. Gregor Guy-Smith ist auf einem der schwarzen Ledersessel in der Lobby des Jugoslawien-Tribunals zusammengesunken. Er trägt eine schwarze Baskenmütze und einen Trenchcoat über dem Anzug, seinen Bart hat er zu einem langen Zopf geflochten. Hinter Guy-Smith hängt das Banner, das ihn in den letzten Jahren zu vielen Wutausbrüchen veranlasst hat. "Kriegsverbrecher ihrer gerechten Strafe zuführen, Opfern Gerechtigkeit bringen", steht auf dunkelblauem Grund geschrieben. Wer also hier, wo die Uno Gerechtigkeit schaffen will, auch nur angeklagt sei, der sei bereits ein Kriegsverbrecher, so deutet Guy-Smith das Plakat. "So viel zur Unschuldsvermutung", sagt er.

Gerade hat er sein Schlussplädoyer gehalten für General Momčilo Perišić, den ehemaligen Chef der jugoslawischen Armee. Tausende Zivilisten sollen mit seiner Beihilfe verletzt oder getötet worden sein. Die Anklage hat lebenslänglich für Perišić gefordert.

Dann kam Guy-Smith mit seinem Schlussplädoyer. "Ich habe ihre wundervoll geplante Hochzeit zerstört, diesen gedeckten Tisch, diese arrangierten Blumen. Das ist die Haltung der Anklage hier", sagt er. Ganz langsam hat er sein Plädoyer gehalten, hat seinen schweren Körper auf ein kleines Pult aus Plexiglas gestützt, seinen Bart gewirbelt und die rechte Augenbraue hochgezogen. Flüsternd fast hat er den Richtern seine Version von Rechtsstaatlichkeit erklärt. Er hat von Präzedenzfällen und Beweislast gesprochen. Die Beweislast - bei dem Wort begann er zu brüllen - trage nicht der Angeklagte, die Beweislast trage die Anklage. Dann brüllte er weiter, nämlich dass es keine Beweise gebe in diesem Fall, dass die Anklage die Richter zu bloßer Spekulation verleite.

Der Auftritt hat ihn Kraft gekostet, matt passiert er die wenigen Straßen zu seinem Büro. Er fühlt sich als Außerirdischer hier in Den Haag, gemieden von den "Guten", der Anklage, gehasst von den Angehörigen der Opfer seiner Mandanten. Aber etwas treibt ihn.

"Siehst du den Typen dort drüben?", schreit Guy-Smith plötzlich, und zeigt auf einen jungen Holländer im Anzug, der zufällig um die Ecke einer kleinen Straße biegt. "Ist dieser Typ kein Mensch, der von der Norm abweichen kann?" Guy-Smith gibt nicht gern Antworten, er antwortet, indem er Fragen stellt.

Das Recht auf einen fairen Prozess mitsamt Verteidiger ist eine zivilisatorische Errungenschaft. Noch der blutrünstigste Kriegsverbrecher hat dieses Recht verdient. Das ist das Wesen von Rechtsstaatlichkeit, das Recht gilt kategorisch. Dafür kämpfen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Verteidiger wie Guy-Smith. "Wenn ich einen Fall gewinne, dann habe ich gezeigt, dass das System funktioniert", sagt er.

Als Sicherheitsrisiko sieht man ihn in Den Haag trotzdem. Ein Verteidiger darf große Teile des Gebäudes nicht betreten, er ist der Inhaber der "roten Karte", die an seinem Hals hängt wie ein Warnschild. Die Mitarbeiter der Anklage tragen keine rote Karte. Die Anklage ist ein Organ des Gerichts. Die Verteidigung nicht.

Mehr Räume, mehr Ressourcen, mehr Respekt fordern viele der Anwälte vor internationalen Gerichten. Sie kennen einander. Sie gründen Vereinigungen und treffen sich mit den Sekretariaten der Gerichte. 20 bis 30 Juristen gehören zu diesem Kreis in Den Haag. Abends, in den Bars der kleinen Stadt, bleiben sie oft unter sich.

Courtenay Griffiths, 55, Siegelring, Dreiteiler, sitzt in seiner Londoner Kanzlei und trommelt mit den Fingern auf den Schreibtisch. "Es gilt einen Kampf zu kämpfen vor diesen internationalen Gerichten, und ich will dabei sein." Für all die Dämpfer, die Robinsons Rechtsverständnis erleiden musste, und all die Fragen, die Guy-Smith stellt, hat Griffiths eine Erklärung. "Diese Gerichte sind politische Gerichte", sagt er.

"Politisch", damit meint er: einseitig, interessengeleitet. Und deshalb führt auch Griffiths nicht immer nur rechtsstaatliche, sondern gern auch politische Debatten. Er verweist darauf, dass der Internationale Strafgerichtshof in den acht Jahren, die es ihn gibt, nur Afrikaner angeklagt habe und auch nur die, die nicht mehr Verbündete des Westens seien. So wie Gaddafi.

Wie auch Charles Taylor. Taylor ist der ehemalige Präsident Liberias, angeklagt vor dem Sondergerichtshof für Sierra Leone wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Er wurde ausgelagert mit seinem Prozess nach Den Haag, weil sonst in Freetown Revolten zu befürchten seien, befand das Gericht. Er soll den Krieg vom benachbarten Liberia aus durch Waffen- und Diamantenschmuggel angeheizt, Mörder und Vergewaltiger unterstützt haben. Griffiths verteidigt einen, von dem ein Zeuge sagt, er habe Kinderherzen gegessen.

Griffiths bekommt Hassbriefe und Exkremete geschickt, in Sierra Leone wollte man ihn umbringen. "Menschen halten mich für einen Dämon, sie suchen mein Gesicht nach Hörnern ab", sagt er.

Griffiths hat sich daran gewöhnt. Denn er hat Terroristen, Gangster, Mörder, Vergewaltiger und Messerstecher verteidigt. Als Schwarzer habe er es leichter, Richter und Jurys zu überzeugen. "Ich kann ihnen die Lebenswelt der Kriminellen übersetzen."

Zum Beispiel, indem er im Gerichtssaal Songtexte von Bob Marley zitiert. Und Taylors Lebenswelt, die könne er eben auch vermitteln.

Griffiths erzählt seinen Lebenslauf, als würde er sich selbst vor Gericht verteidigen. Mit großen Gesten, Kunstpausen und eindringlichem Blick. "Anwalt sein ist eine darstellende Kunst", sagt er und: "Ich mag den Klang meiner Stimme." Griffiths spricht langsam, sein britischer Akzent klingt vornehm. Seine Familie, der Vater Zimmermann, war in den Sechzigern von Jamaika ins englische Coventry gezogen. Sie waren die einzigen Schwarzen in der Stadt. Griffiths, so erzählt er, wurde von der Polizei verprügelt und in der Schule bespuckt. Er wurde Anwalt aus Wut gegen den Staat. Fälle mit politischer Dimension faszinieren ihn.

Der Fall Taylor ist für ihn so einer. Vor mehr als vier Jahren ging Griffiths gerade durch die Sicherheitskontrolle am Flughafen, da klingelte sein Telefon, und jemand fragte, ob er Charles Taylor verteidigen wolle. Taylor hatte gerade sein gesamtes Anwalts-Team gefeuert. Griffiths sagte sofort zu. Es wurde sein erster Fall vor einem internationalisierten Gericht. Ein Teil der Richter kommt aus Sierra Leone, ein Teil kommt aus dem Ausland.

Eine Woche lang las sich Griffiths durch Taylors Akten, dann war ihm klar, was seine Strategie sein würde. "Warum Afrika?", "Warum nur Taylor?", fragte Griffiths seitdem und warf dem Gericht Neokolonialismus vor. Überall auf der Welt gebe es Diktatoren, warum habe man gerade Taylor herausgegriffen?

In den letzten Jahren haben sich Taylor und Griffiths fast täglich gesehen. Sie haben über Weltpolitik und panafrikanische Ideen gesprochen. Sie haben auch viel über Gaddafi gesprochen, Taylors alten Freund und Kriegsverbündeten. Griffiths würde ihn wirklich gern verteidigen, eine Strategie hätte er schon.

Doch zuerst muss jetzt das Urteil fallen über Charles Taylor. Taylor, sagt Griffiths, sei optimistisch, er glaube an einen Freispruch. Griffiths glaubt nicht mehr daran. Hätte der Fall vor seinem Strafgericht um die Ecke der Londoner Kanzlei stattgefunden, behauptet er, könnte er das Ergebnis voraussagen: Freispruch. Die Beweislage gegen Taylor sei dürftig, es gebe zwar Zeugen, die Anklage habe aber wenig Sachbeweise, keine Belege über schwarze Konten, keine Mitschnitte von Telefonaten und keine Satellitenbilder.

"Aber an den Tribunalen gelten eigene Gesetze", sagt Griffiths. "Wie soll ich einen Angeklagten verteidigen, von dessen Schuld bereits die ganze Welt überzeugt ist?" Die Tribunale seien einzig gegründet, um Männer wie Taylor, Karadžić und Perišić zu verurteilen. Für Griffiths steht fest: Ein Freispruch wäre eine Blamage für den Westen.



Vor einigen Monaten hat Griffiths den Gerichtssaal bei laufender Verhandlung verlassen. "Es ist nicht im Interesse meines Mandanten, zu bleiben", sagte er damals. Die Richter hatten sich geweigert, seinen zu spät eingereichten Schlussantrag anzunehmen. Griffiths hatte den Abgabetermin um 13 Arbeitstage überschritten.

Wegen seines Ausbruchs musste er ein Disziplinarverfahren befürchten, er hätte dann selbst einen Verteidiger gebraucht. Griffiths suchte einen der Besten und fand Peter Robinson. Der kam und lächelte, Griffiths entschuldigte sich bei den Richtern, es gab keine Strafe für ihn.

Robinson fragt nicht viel, er tobt auch nicht, Robinson arbeitet. Es ist ein ganz normaler Tag in Gerichtssaal II des Tribunals, in der Mitte sitzen die Richter in schwarz-roten Roben, links sitzt Robinson, eine Reihe dahinter steht Karadžić, der sein eigener Anwalt ist, und nimmt einen Zeugen der Anklage ins Kreuzverhör. Das hat Robinson mit ihm geübt.

Karadžić, sagt Robinson, sei inzwischen ein guter Verteidiger geworden. Nur manchmal könne er sich seine politischen Kommentare nicht verkneifen. Dabei hat Robinson ihm beigebracht, wie er Fragen stellen und gleichzeitig politische Aussagen machen kann. Damit er den Prozess nutzen kann, um seine Seite des Konflikts darzustellen.

Karadžić ist nicht nur ein guter Verteidiger, Karadžić, der noch vor Jahren die Vernichtung der bosnischen Muslime im Fernsehen propagierte, ist auch ein höflicher Angeklagter. Er bedankt sich bei den Zeugen und macht Pausen, damit ihm die Simultanübersetzer folgen können. Im Gerichtssaal ist er gut gekleidet - rosa Hemd, rote Krawatte, hellblaues Hemd, dunkelblaue Krawatte - und trägt stets eine Anstecknadel mit der Flagge der Republika Srpska, jener serbischen Einheit im heutigen Bosnien und Herzegowina, deren Präsident er einst war. Robinson hat sich die Idee abgeschaut, er trägt inzwischen auch eine Anstecknadel, mit den Flaggen der USA und der Uno.

Während des Prozesses dreht er sich nicht zu seinem Mandanten um, er durchsucht den Computer vor sich nach Dokumenten, markiert und kopiert Absätze, bespricht sich online mit seinen Mitarbeitern. Während Karadžić fragt, bereitet Robinson die nächsten Kreuzverhöre vor. Der Fall hat zwei Millionen Aktenseiten.

In den Pausen verschwindet Robinson mit Karadžić in Raum Nummer 24, einer winzigen Kammer mit blauer Tür. Hier lernt Karadžić die Menschen kennen, die für ihn arbeiten. Acht Mitarbeiter finanziert ihm das Tribunal, drei davon sind Ermittler auf



dem Balkan, die anderen arbeiten mit Robinson in Den Haag. Bis zu zehn Praktikanten hat das Team.

Zum Dank verschenkt Karadžić gern Autogrammkarten von sich in einem braunen Anzug, mit gestreifter Krawatte und weißem Hemd. "Thank you for your work" schreibt er darauf. Die Praktikanten nehmen sie mit als Erinnerung nach China und Australien.

Fast liebevoll erzählt Robinson von seinem Mandanten. In letzter Zeit fehle Karadžić die kreative Energie, um jene Gedichte zu schreiben, für die er auf dem Balkan bekannt ist. Über Karadžić' Schuld will Robinson nicht spekulieren. Das, sagt er, sei die Aufgabe der Richter. "Ich könnte aber auch nicht sagen, dass ich in allen Punkten von seiner Unschuld überzeugt bin." Robinson kann seine persönlichen Zweifel begraben, damit Karadžić ein faires Verfahren bekommt. Rechtsstaaten funktionieren nur mit Männern wie Robinson.

Wenn der Krieg in Libyen vorbei sein und Muammar al-Gaddafi vor Gericht stehen wird, dann wird er einen Anwalt brauchen: Vielleicht empfiehlt ihm sein alter Freund Charles Taylor Courtenay Griffiths, den heimlichen Politiker. Vielleicht spielt Gaddafi Basketball im Gefängnishof mit General Perišić und hört von Guy-Smith, dem Mann mit den philosophischen Fragen. Karadžić würde ihm Robinson empfehlen. Und Robinson würde seine Pflicht erfüllen.

## Der Erfolg der Madame Wut

*Marine Le Pen öffnet die Partei ihres umstrittenen Vaters für neue Wähler. Sie ist gegen Einwanderung, für den Sozialstaat, gegen die Globalisierung. Ein Jahr vor den Wahlen liegt sie in den Umfragen vor Präsident Sarkozy..*

Mathieu von Rohr, Der Spiegel, Nr. 27/2011, 04.07.2011

Wenn Marine Le Pen einen Raum betritt, nimmt sie ihn als Erstes körperlich ein. Sie ist schlank, trägt enge Jeans und Blazer, sie hat sich die Haare blondiert, aber dennoch wirkt sie, als ob sie einen Ring beträte, angespannt, bereit loszuschlagen.

Sie hat von ihrem Vater die breiten Schultern geerbt, das flächige Gesicht, sie ist 42 Jahre alt und unverkennbar die Tochter von Jean-Marie Le Pen. Sie ist er und doch nicht er, sie fasziniert, weil sie beides ist, Ebenbild und Gegensatz des Mannes, der jahrzehntlang das Ungetüm der französischen Politik war.

Sie hat auch ihr mächtigstes Organ ihrem Vater zu verdanken, ihre Stimme, die schon dröhnt, wenn sie einfach nur spricht. Tief und rau klingt sie, es ist die Stimme einer Frau, die seit vielen Jahren raucht, vor allem aber die einer Kämpferin. Es liegt Aggression darin, etwas Vulgäres auch. Marine Le Pen tritt an als Frau, die von unten kommt und es denen zeigen will, die sie "die Kaste" nennt, der politischen Elite Frankreichs.

An einem sonnigen Nachmittag in Metz, Lothringen, spricht Marine Le Pen im winzigen, vollbepackten Konferenzraum des Hotels Technopole, eines schäbigen Kastens im Industriegebiet. Der Ort scheint nicht zu passen zu der Überlebensgröße, die sie gewonnen hat durch unzählige Titelbilder und Auftritte im Fernsehen. Aber in ihren Worten entlädt sich brachiale Energie, und es wird spür-bar, was für eine begabte Politikerin sie ist.

Sie hat nur Stichworte vor sich, keine ausformulierte Rede, röhr in harten, knappen Sätzen los, spricht von der schwindenden Kaufkraft, von Leuten, denen am Ende des Monats nur 50 oder 100 Euro übrigbleiben. Sie warnt vor Flüchtlingen aus Tunesien, vor Einwanderern überhaupt, fordert Sozialsysteme für Franzosen statt für Migranten, kommt schließlich auf ihr großes Thema zu sprechen: den Kampf gegen die Globalisierung, die Frankreich kaputt mache.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie will aus dem Euro aussteigen, Zollgrenzen wieder einführen, Banken nationalisieren, es ist das Gegenprogramm zu einem Europa, an das auch in Frankreich kaum jemand mehr glaubt. "Was schlagen die anderen vor, die Konservativen und die Sozialisten? Nichts! Die sind damit beschäftigt, den Front national zu bekämpfen!" Sie poltert, sie ist kaltschnäuzig, anders als die dressiert wirkenden Schönredner, die sonst im Fernsehen zu sehen sind, und das gefällt vielen.

"Wahlen sind sexuelle Affären", schrieb die Schriftstellerin Christine Angot vor kurzem in "Libération": "Marine Le Pen gefällt 20 Prozent von uns und fasziniert 80 Prozent. Eine Kerl-Frau, phallisch, das mögen wir. Eine Frau, die ihren Vater dominiert, die seine Ergebnisse übertrifft."

Seit Januar dieses Jahres ist Marine Le Pen die Vorsitzende der rechtspopulistischen Partei Front national, kurz FN, die Nachfolgerin ihres Vaters. Und Frankreich ist wie besessen von ihr. In knapp einem Jahr sind Präsidentschaftswahlen, es gibt Umfragen, die sie vor dem unpopulären Präsidenten Nicolas Sarkozy auf dem zweiten Platz sehen, nur knapp hinter Martine Aubry, der Sozialistin, die vergangene Woche ihre Kandidatur verkündet hat. Damit würde sie es in die Stichwahl schaffen, es wäre ein Triumph.

Als ihrem Vater vor neun Jahren das Gleiche gelang, am 21. April 2002, empfanden viele Franzosen das als nationale Katastrophe. Im ersten Wahlgang lag Le Pen vor dem Sozialisten Lionel Jospin. Am nächsten Tag schrien Demonstranten "Nie wieder!", Bürger verbündeten sich gegen rechts. In der zweiten Runde wählten sie Jacques Chirac mit 82 zu 18 Prozent, der Bösewicht war noch einmal ausgetrieben.

Als Jean-Marie Le Pen in den siebziger Jahren den Front national gründete, erfand er damit den europäischen Rechtspopulismus. Mit dem nach hinten gescheiterten Haar, der Hornbrille, der Augenklappe, die er in früheren Jahren trug, war er die Karikatur des hässlichen Rechtsaußen, berüchtigt für Zitate, die den Holocaust verharmlosten. Le Pen trat auf wie ein Wüterich, ein Ungetüm aus einer anderen Zeit, ein Mann, der auf seine Gegner auch schon mal brüllend losrannte. Seine Anhänger waren Erzkatholische, Rechtsextreme, Vichy-Verehrer - doch vor allem enttäuschte Protestwähler.

Auf den größten Erfolg folgte der Abstieg. Der Front national, zerstritten bis zur Spaltung, ging beinahe pleite. Die Partei brauchte ein neues Gesicht und fand es ausgerechnet in der jüngsten Tochter des alten Mannes. Es scheint nun, als habe es nur sie gebraucht, um den FN von einem Bund der Geächteten zu einer Partei wie jeder anderen zu machen. Laut Umfragen sieht ihn die Mehrheit der Franzosen bereits so. Als Partei, die man nicht nur wählt, weil man unzufrieden ist, sondern weil man für Marine Le Pen ist.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der moderne europäische Rechtspopulismus will nicht mehr schockieren, er will in die Mitte der Gesellschaft vorstoßen. Geert Wilders in den Niederlanden, Pia Kjaersgaard in Dänemark haben das bereits geschafft. Marine Le Pen arbeitet daran, sie nennt das "Entdämonisierung". Der Unterschied zwischen ihr und dem Vater ist, dass sie auf vertrauenerweckende Weise normal wirkt, wie eine Frau, die man auf dem Sportplatz mit ihren Kindern antreffen könnte. Die Franzosen nennen sie bei ihrem Vornamen, wie eine gute Bekannte.

Wenn man ihr in die Provinzen folgt, in denen der FN am erfolgreichsten ist, nach Hénin-Beaumont im Norden oder eben nach Metz in Lothringen, wo die Industrie abgewandert und die Arbeitslosigkeit hoch ist, spürt man keinen Aufbruch, sondern trifft in tristen Sälen auf verdruckste Parteimitglieder, die versichern, dass sie keine Rassisten seien, noch bevor man ihnen eine Frage stellen konnte. Erst als Marine Le Pen vor ihnen steht, richten sie sich auf, als käme hier jemand, der sie freispricht von jedem Verdacht.

In Metz attackiert sie die politische Klasse, das "System UMPS", zusammengesetzt aus den Parteikürzeln der konservativen UMP und des sozialistischen PS. Das seien lauter Eliteschulabsolventen, die "seit 30 Jahren die Politik kolonisieren", während der Front national eine "neue Elite aus dem Volk" hervorbringen wolle. "Das mögen die nicht!", donnert sie. "Die sagen sich: Wer sind diese Arbeiter, diese Hausfrauen, diese Studentinnen?"

Sie redet über Politik, wie normale Leute über Politik reden. "Das ist scheußlich", ruft sie, "unfassbar!" Sie hat Wut im Angebot, und die Leute kaufen sie ihr ab. Bei den Arbeitern ist der Front national schon lange stärkste Partei, nun will er den Mittelstand für sich erobern.

Marine Le Pen steht für die Abkehr von einem politischen System, das nicht mehr funktioniert. Wenn sie von der in sich geschlossenen Elite spricht, die Führungspositionen in Politik und Wirtschaft unter sich ausmache, trifft sie einen wunden Punkt. Nirgendwo in Europa ist die Kluft zwischen Regierenden und Regierten so groß wie in Frankreich.

Kaum einer hat diese Abgehobenheit so sehr verkörpert wie Dominique Strauss-Kahn, der Präsidentschaftskandidat der Sozialisten werden sollte und nun in New York der versuchten Vergewaltigung angeklagt ist. An jenem Sonntagmorgen im Mai, als Frankreich zu der Schreckensnachricht von seiner Verhaftung erwachte, war Marine Le Pen die Erste, die aussprach, was sich bis dahin keiner traute: "Ich bin nicht besonders überrascht. Es wusste jeder im Pariser Dorf, dass er ein pathologisches Verhältnis zu Frauen hat." Das war Marine Le Pen in ihrer liebsten Rolle. Als Einzige, die Klartext redet in einem Land, dessen Politiker alle unter einer Decke stecken.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Einige Wochen nach ihrem Auftritt in Metz empfängt sie zum Gespräch in ihrem kleinen Büro im Europäischen Parlament in Straßburg, sie übt ihr wichtigstes politisches Mandat in einer Organisation aus, die sie ablehnt. In der Nationalversammlung in Paris verfügt der FN über keine Sitze, weil das französische Wahlrecht kleine Parteien benachteiligt.

Sie fixiert ihr Gegenüber mit kaltem Blick, in ihrem Gesicht liegt ein harter Zug. Es gibt Wahlplakate, auf denen sie lieblich lächelt, aber grimassenhaft wirkt, es sieht aus, als ob ihr jemand zu mehr Weiblichkeit geraten hätte. Wenn sie wirklich lacht, lacht sie tief aus dem Bauch.

Sie erzählt eine Geschichte aus ihrer Kindheit, sie soll zeigen, wer sie ist und was es bedeutete, aufzuwachsen als Tochter ihres Vaters. Acht Jahre alt war sie, als im Treppenhaus vor dem Appartement ihrer Familie eine Bombe explodierte, für ihren Vater bestimmt. Die Druckwelle zerriss die Außenwand des Hauses. Marine, ihre beiden älteren Schwestern und die Eltern blieben unverletzt.

"Da habe ich gelernt, dass Politik gefährlich ist", sagt sie, "ich habe die tiefe Ungerechtigkeit verspürt, die mich ein Leben lang begleitete. Ich trage sie immer in mir, wie die Angst, meinem Vater könnte etwas zustoßen. Das war der Zement unserer Familie." Wer Le Pen heiße, sei eine Ausgestoßene. Das habe sie gepanzert. "Das war mein Antrieb", sagt sie. "Wahrscheinlich bin ich deswegen Anwältin und dann Politikerin geworden." Sie sagt, sie wolle sich nicht zum Opfer machen, aber sie tut es unentwegt, es ist die Waffe der Underdogs.

Wenn man sie anspricht auf die defensiven Parteigenossen in Metz und Hénin-Beaumont, die sich rechtfertigen für ihre Partei, wischt sie das mit einer Handbewegung weg. "Ach", sagt sie, "man hat uns dessen so lange bezichtigt, dass wir Rassisten seien, Fremdenfeinde. Das sind wir nicht." Sie dementiert nicht, dass es Antisemitismus in der Partei früher gab, behauptet aber, das habe es auch bei anderen Parteien gegeben. Nun sage sie allen, die so dächten: "Ihr seid hier falsch, adieu, wir sind weder Rassisten noch Antisemiten noch Fremdenfeinde." Der Front national sei "weder links noch rechts", schon gar nicht rechtsextrem.

Sie hat Zeichen gesetzt, zum Beispiel hat sie in einem Interview den Holocaust als "Höhepunkt der Barbarei" bezeichnet, was keine überraschende Erkenntnis ist, aber für Schlagzeilen sorgte. Sie sagt, sie habe "Missverständnisse" beseitigen wollen, die durch Äußerungen ihres Vaters entstanden waren. Sie hat auch ein paar Kandidaten mit dunkler Haut rekrutiert.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie kritisiert die Einwanderung, wie ihr Vater, doch ihr Feindbild ist der Islam. Sie redet vom Zerfall der Gesellschaft in Ethnien, von Straßengebieten, Fast-Food-Ketten, die mit Halal-Fleisch werben. Noch häufiger redet sie allerdings über soziale Fragen und den Kampf gegen die internationale Finanzwelt. Sie spricht von "intelligentem Protektionismus". Das klingt dann eher links.

Gegen Ende des Gesprächs, auf die Frage, wie es Frankreich gehe, hält sie einen Monolog, der wie eine Rede klingt: "Die Regierenden haben es geschafft, eines der größten Länder der Welt in die Pleite zu treiben. Wir sind wie Griechenland. Wie kann es sein, dass Frankreich seine Identität verloren hat, seine Stimme in der Welt? Sieben Millionen Arbeitnehmer in Armut, ein Viertel der Bevölkerung, das nicht für sich sorgen kann." Sie holt nur kurz Luft. "Allein das diskreditiert die UMP und den PS, die sich seit Jahrzehnten die Macht teilen, ihre Resultate."

Der Sitz des Front national liegt verschämt in einer kleinen Nebenstraße von Nanterre, im Nordwesten von Paris, in

einem silbergrauen Bürogebäude, an dem es keinen Schriftzug gibt. Die Partei, die das Establishment herausfordert, ist ein amateurhaft wirkender kleiner Verein, es arbeiten kaum zwei Dutzend Leute hier.

Seit der Wahl von Marine Le Pen wirken sie wie Verdurstende, denen man zu trinken gegeben hat. Dem Pressechef Alain Vizier, seit mehr als 20 Jahren im Amt, liegt die Genußtuung als breites Grinsen im Gesicht. Alle Telefone klingeln gleichzeitig, an der Wand gegenüber hat er ein Dutzend Titelbilder von Magazinen aufgehängt, die Marine zeigen: "Le Point", "Le Nouvel Observateur", sogar die linke Zeitschrift "Marianne". Vizier hat ein Produkt, das alle wollen, das gab es hier noch nie.

Es war ein harter Kampf an die Spitze ihrer Partei, gegen die alten Gefolgsleute ihres Vaters, die sagten, sie werde die Partei verraten, gar mit Sarkozy paktieren, um an die Macht zu kommen. Am Ende wurde sie mit mehr als zwei Dritteln der Stimmen gewählt, und ihr Erfolg hat für den Moment fast alle Gegner verstummen lassen. Wenn Jean-Marie Le Pen das Hauptquartier der Partei betritt, die er gegründet hat, begrüßen sie ihn, als ob sich nichts verändert hätte: "Bonjour président", sagt der Mann am Empfang. Der Alte kommt fast jeden Vormittag, und wenn die Tochter außer Haus ist, setzt er sich in ihr Chefbüro und lässt sich von ihrer Sekretärin Kaffee bereiten.

Nachmittags kann man Jean-Marie Le Pen in seinem Büro in Saint-Cloud am Stadtrand von Paris besuchen, in einer Villa mit dem Namen Montretout, die ihm ein Verehrer vermacht hat, ein Palais aus der Zeit Napoleons III., in dem die Le Pens ihre heile Familie inszenierten, bis sie in den Achtzigern zerbrach. Die Mutter zog sich nach der Trennung für den "Playboy" aus, eine Tochter brannte mit ihrem Mann zu einer

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Konkurrenzpartei durch, die sich vom FN abgespalten hatte. Es ist das Hauptquartier eines Clans, bei dem Privates und Politisches immer eins waren. Marine Le Pen und ihre Schwester Yann wohnen noch immer hier.

Man trifft auf einen massigen 83-jährigen Mann, der tief im Sessel sitzt und nichts bereut. "Wissen Sie", sagt er zur Begrüßung, "ich bin ein Mythos in der französischen Politik. Das Bild, das meine Gegner von mir gezeichnet haben, ist extrem, emblematisch und praktisch unmöglich zu korrigieren." Er brüllt immer wieder vor Lachen, in einem Raum, an dessen Wänden er selbst hängt, auf Fotos, in Öl und mit Bleistift schraffiert.

Die Geschichten, die Jean-Marie Le Pen erzählt, handeln davon, wie ungerecht er behandelt worden sei, vom Krieg und drohender Überfremdung, es sind die Themen seines Lebens. Er fängt unaufgefordert an, Dinge zu erklären, die er mal gesagt hat, und macht es damit nicht besser. Er neige zum Relativieren, sagt er. Wenn man ihn kritisiere wegen seines Spruchs, die Gaskammern seien in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs ein Detail, antworte er einfach: "Ich habe verstanden, der Zweite Weltkrieg war also ein Detail in der Geschichte der Gaskammern." So etwas amüsiert ihn sehr.

Er will nicht zugeben, dass es ihn schmerzt, nicht mehr Chef zu sein. "Ich war die erste Stufe der Rakete, sie ist die zweite", sagt er. Erscheint es ihm seltsam, wie sehr die Medien seine Tochter lieben, die ihn so hassten? "Sie wollen die Ungerechtigkeit wiedergutmachen, die sie mir widerfahren ließen." Ist er stolz auf sie? "Ziemlich, ja, doch, ziemlich."

Vater und Tochter betonen ihr enges Verhältnis, aber es gibt Differenzen. Sie ließ einen Lokalpolitiker ausschließen, den ein Foto beim Hitlergruß zeigte, der Vater kritisierte sie dafür. Er habe eine humanistischere Sicht, sagt er, aber Marine sei der Boss. Sie behauptet, es sei kein Problem, wenn ihr Vater ihr öffentlich widerspreche. Aber natürlich ist es eines.

Die Frage lautet: Gibt es einen echten Unterschied zwischen Vater und Tochter? Sie selbst sagt darauf nur, sie sei jünger, eine Frau, natürlich gebe es Unterschiede. Sie will sich nicht distanzieren von der Geschichte ihrer Bewegung. Es ist ein anspruchsvoller Seiltanz, den sie betreibt.

Sie ist dabei, eigene Leute zu installieren. Eine Armada von smarten jungen Männern in dunklen Anzügen, mit kurzgeschorenen Haaren. Wenn man die fragt, was das Neue an der Partei sei, erhält man keine politischen Analysen zur Antwort, sondern nur einen Namen: Marine. Einer sagt, sie wolle die Macht mehr als er, das sei der Unterschied.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist ihre Person, ihre Schlagfertigkeit, die sie zum Talkshowstar gemacht und der Partei Tausende neue Mitglieder gebracht hat. Sie spürt die Themen, mit denen sie gewinnen kann, und drängt sie den anderen auf: Auch die Sozialisten reden jetzt über Protektionismus. Sie hat eine Kampagne gegen die doppelte Staatsbürgerschaft gestartet. Sarkozys Innenminister versucht, sie beim Thema Einwanderung rechts zu überholen.

Einer ihrer wichtigsten Berater ist Louis Aliot, ihr Lebenspartner, ein athletischer Typ mit südlichem Akzent, 41 Jahre alt. Er ist zuständig für ihr Wahlprogramm, er hat mit ihr einen Kreis von Beratern rekrutiert, darunter Parteifremde, ein rechter Grüner, ein ehemaliger Sozialist, ein linker Wirtschaftsfachmann. Es ist ein persönlicher Stab, der sympathischer wirken soll als ihre Partei.

Man weiß wenig über Marine Le Pen und Louis Aliot, sie hält ihr Privatleben aus den Medien raus, ihre Kinder sind tabu. Wer sie wirklich ist, die Frau hinter der öffentlichen Figur, bleibt ein Rätsel. Sie arbeite härter als alle und fordere allen viel ab, sagt Marie-Christine Arnautu, eine FN-Politikerin und alte Freundin der Familie. Bevor sie in der Politik durchstartete, hat Marine Le Pen 14 Kilogramm verloren. Arnautu sagt, das sei Ausdruck ihrer Disziplin, es habe nichts damit zu tun, dass man als Frau gut aussehen müsse in der Politik.

Marine Le Pen hat zwei Scheidungen hinter sich, sie hat drei Kinder und zieht sie allein auf. Wie jede Mutter, die ihre Kinder nur am Wochenende sieht, habe sie gelitten, erzählt Arnautu. Viele Französinen könnten sich deswegen mit ihr identifizieren. Marine Le Pen selbst sagt: "Ich glaube, als Mann ist es leichter, die Bodenhaftung zu verlieren. Als Frau, als Mutter, hat man einen engen Bezug zur Wirklichkeit." Früher waren die Wähler des FN überwiegend Männer, inzwischen ist das Verhältnis ausgeglichen.

Aber kann sie Wahlen gewinnen? Bei den Kantonalwahlen im Frühling erzielte der FN in den Wahlkreisen, in denen er antrat, im ersten Durchgang 19 Prozent, mehr als die Regierungspartei UMP. Marine Le Pen kann den etablierten Parteien gefährlicher werden, als ihr Vater es je war. Wenn der FN 2012 nach neun Jahren wieder in die Nationalversammlung einziehen sollte, könnte sie die Politik Frankreichs jahrelang mitprägen, im Parlament und im Fernsehen. Aber erst einmal kämpft sie um den Job von Sarkozy, und sie tut so, als könne sie wirklich gewinnen.

In Metz erklärt sie ihren Anhängern, warum sie an ihre Chance glaubt: "2002 waren die Franzosen nicht bereit, jemanden vom Front national zu wählen. 2007 wählten sie jemanden, der redete, als sei er vom Front national, es aber nicht war. 2012 werden sie bereit sein."



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sarkozy war auch einmal angetreten als Außenseiter, als jemand, der das System aufmischen wollte, doch kaum war er im Elysée angekommen, umarmte er das System.

Das würde ihr nicht passieren.

## Ende einer Dienstreise

*Ein Jahr nach dem Buch: Was haben Ruhm und Geld, Aufmerksamkeit und Hass mit Thilo Sarrazin gemacht? Wir haben ihn auf seiner Lesetour durch Deutschland begleitet.*

Alexandros Stefanidis, SZ-Magazin, 29.07.2011

Im niederbayerischen Deggendorf braucht Thilo Sarrazin fast eine Stunde, bis er das erste Mal von Kopftuchmädchen spricht. Der Moment wirkt wie ein Weckruf, ein Ruck geht durch das Publikum. »Endlich!«, sagt ein Mann mittleren Alters in der letzten Reihe und hebt den Kopf, um besser zuhören zu können. Er hat zwanzig Euro Eintritt bezahlt, um Sarrazin live zu erleben. Doch er wird enttäuscht. Kein provokantes Zitat, nicht mal ein lockerer Spruch über mit Gemüse handelnde Türken oder Araber. Die anwesenden Journalisten der Lokalpresse schauen ebenso ratlos drein wie das TV-Team, das einen Film über ihn dreht. Selbst auf die Frage aus dem Publikum, wie man es schaffen könne, die Türken in Deutschland wieder in ihre Heimat zu schicken, damit sie den Deutschen nicht auf der Tasche lägen, antwortet Sarrazin emotionslos: »Ich habe nichts gegen türkische Menschen. Wenn sie gut Deutsch sprechen, einen ordentlichen Beruf ausüben, unsere Gesetze achten und sich an unsere Sitten und Gebräuche anpassen, ist nichts gegen sie einzuwenden.« Das klang schon mal anders. Der Mann in der letzten Reihe sackt wieder in sich zusammen.

Sarrazins Auftritt in Deggendorf Ende Juni ist so etwas wie der erschlafte, abgekühlte Ausgang der hitzigsten deutschen Kontroverse seit dem Historikerstreit zwischen Ernst Nolte und Jürgen Habermas Mitte der Achtzigerjahre. »Jede Siegesserie geht einmal zu Ende, jede Welle erreicht irgendwann den Strand, es konnte ja nicht ewig so weitergehen«, sagt Sarrazin nach seinem Vortrag. Er meint damit, dass in Deggendorf statt der erwarteten tausend Besucher nicht einmal 200 gekommen sind. Sarrazin wirkt nicht wirklich traurig darüber, aber er ist erschöpft. Das merkt man daran, dass er stottert. Er stottert immer, wenn er müde ist. Das Stottern, sagt Sarrazin, komme von einer Operation am Facialisnerv vor sieben Jahren. Der Facialisnerv steuert dreißig Gesichtsmuskeln. Seit dem Eingriff ist Sarrazins rechte Gesichtshälfte gelähmt, sein rechtes Augenlid hängt etwas herab. Häufig zuckt es auch unkontrolliert. Daher hat man im Gespräch mit ihm manchmal die Vermutung, er zwinkere einem freundschaftlich zu. Aber das ist absurd. Thilo Sarrazin zwinkert nie.

Fast ein Jahr ist es nun her, dass der Jahresbestseller 2010 Deutschland schafft sich ab erschienen ist. Politiker, Journalisten und Wissenschaftler zankten sich monatelang über

die Bedeutung dieses Buches. Angela Merkel nannte das Buch »dumm« und »nicht hilfreich« in Sachen Integration, SPD-Chef Sigmar Gabriel verlangte Sarrazins Ausschluss aus der Partei, sogar Bundespräsident Christian Wulff mischte sich ein, indem er feststellte: »Der Islam gehört zu Deutschland.« FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher dagegen verstieg sich zu der These, es gehe im Fall Sarrazin um nichts weniger als die Meinungsfreiheit, der Publizist Henryk M. Broder sprach sogar von einer »Hexenjagd« gegen Sarrazin. Die Debatte hat das Land zweifellos gespalten, in Sarrazin-Befürworter und Sarrazin-Gegner. Aber was ist eigentlich mit Thilo Sarrazin? Hat die Debatte auch ihn verändert? Wie hat er das vergangene Jahr erlebt?

München, Reithalle, Ende September 2010. Angekündigt ist eine Podiumsdiskussion zwischen dem Handelsblatt-Chefredakteur Gabor Steingart, dem Münchner Soziologieprofessor Armin Nassehi und Sarrazin. Aber Steingart und Nassehi werden vom Publikum niedergebucht oder ausgepiffen, sobald sie sich zu Wort melden. Sarrazin sitzt, die Beine über Kreuz, auf dem Podium, seine Hände liegen ruhig im Schoß. 800 Zuhörer sind gekommen, die Reithalle ist ausverkauft. Wie alle seine Auftritte zu dieser Zeit. Vielleicht muss man anstatt Auftritt oder Podiumsdiskussion auch Kundgebung dazu sagen. Denn die Menschen in der Reithalle huldigen ihm. Standing Ovations, »Bravo«-Rufe, donnernder Applaus. Sarrazin ist der neue Star in Deutschland, sein angeblicher Mut, das auszusprechen, was sich der »kleine Mann auf der Straße« nicht traut, hat ihn innerhalb weniger Wochen zum Anführer der deutschen Wutbürger gemacht. Sarrazin genießt den Zuspruch des Publikums. Nach Wochen der »Unterdrückung und Verleumdung«, wird Sarrazin später sagen, »waren das Momente, die unter die Haut gingen«.

In manchen Zeitungen steht, dass ein »Hauch von Sportpalast« die Halle durchwehte. Ist das da vorn also der neue Joseph Goebbels? »Wenn ich gewollt hätte«, sagt Sarrazin Monate später in seinem Haus im Berliner Westend, »wenn ich ein begabter Redner wäre wie Herbert Wehner, was ich nicht bin, hätte ich eine Staatskrise auslösen können.« Aber Sarrazin will nicht. Er ist nicht Joseph Goebbels. Und im Publikum sitzen auch keine Skinheads, im Publikum sitzen gediegene Mittvierziger in beigefarbenen Cordhosen und blauem Hemd, der gepflegte Vorstadtadel aus Starnberg und ein paar stramme CSU-Politiker, die sich wahrscheinlich gerade fragen, warum ausgerechnet ein Sozi ihre Wähler und sie selbst so begeistert.

Das deutsche Sommermärchen, das friedliche Dauerkuscheln zwischen Deutschen und Migranten, ist mit dem Auftritt in München endgültig ausgeträumt. »Multikulti ist tot«, sagt CSU-Chef Horst Seehofer einige Tage später, »gescheitert«, sagt Angela Merkel. Die breite Zustimmung aus der Bevölkerung lässt die Bundeskanzlerin, die noch vor Wochen gegen Sarrazin wetterte, zum Teil umschwenken. »Dass die Strukturen des politischen Betriebs verkrustet waren, wusste ich aus eigener Erfahrung«, sagt Sarrazin. »Dass sich der Druck in der Bevölkerung über Jahre angestaut hatte und nach einem Ventil suchte, um endlich auszubrechen, das habe ich natürlich erkannt.« Das ist, wenn man so will, Sarrazins Verdienst. Im wahrsten Sinn

des Wortes: Mit dem millionenfachen Verkauf seines Buches ist er selbst zum Millionär geworden. »Bei 30 000 verkauften Büchern wäre ich zufrieden gewesen, bei 300 000 wurde meine Brust schon breiter, als es dann über eine Million verkaufter Exemplare waren, bin ich vor Stolz natürlich fast geplatzt. Das würde aber jedem Autor so gehen«, sagt Sarrazin.

Anfang Januar 2011. Das Namensschild an der Klingel ist entfernt worden. »Auf Anraten des LKA Berlin«, sagt Sarrazin, als er die Tür öffnet. Er trägt eine dunkle Jeans, einen schwarzen Pullover, dunkle Socken, offene Hausschuhe. Schon im Flur riecht es nach Kaffee, der in einer weißen Kanne auf dem Wohnzimmertisch steht. Die Sarrazins wohnen nicht gerade feudal. Millionäre, denkt man, wohnen prunkvoller. Aber das zweistöckige Häuschen im Berliner Westend ist in die Jahre gekommen, Parkett- und Teppichboden wechseln sich ab, es stehen nicht viele Möbel herum. Im Esszimmer ein großer ovaler Holztisch, eine Kommode und ein Schrank mit Vitrine für das gute Geschirr. Im Wohnzimmer Sofa, Fernseher, rechts geht es ins Bücherzimmer, die Wandregale stehen voll, eine Enzyklopädie, die Klassiker, Goethe, Schiller ... Nick Hornby?

»Ja, lese ich gern, warum denn nicht?« Entlang der Treppe vom Erdgeschoss nach oben zum Arbeitszimmer hängen an der Wand einige Fotos, die Sarrazin vor Jahren selbst geschossen hat: Bäume ohne Blätter, Seen ohne Menschen, unbewohnte Landschaften im Spätherbst. Ohne Zweifel gelungene Fotografien. Technisch einwandfrei. Schön anzusehen, melancholisch. Aber die Fotos zeugen auch von einer gewissen Leere, von Einsamkeit, sie zeugen von einem sehr eigenen Blick auf die Welt.

Thilo Sarrazin ist 66 Jahre alt, hat eine respektable Beamten- und Politikerlaufbahn hinter sich, ist seit 1973 Mitglied der SPD, saß bis September im Vorstand der Bundesbank. Rund dreißig Jahre war er ein gehorsamer und eher stiller Verwaltungsbeamter, ein nicht-öffentliches Rädchen im Getriebe. Dann sprang er von einem auf den anderen Tag als Berliner Finanzsenator ins Rampenlicht, machte dort – wie Helmut Schmidt sagt – einen »hervorragenden Job« und begann, sich mit provokanten Sprüchen zu Hartz-IV-Empfängern und Kopftuchmädchen deutschlandweit einen Namen zu machen. Aber was für einen? Und: Warum?

Ex-Bundesfinanzminister Theo Waigel vermutet, Sarrazin sei beruflich schlicht nicht ausgelastet gewesen. Ein anderes Motiv sehe er nicht. Er könne sich aber beim besten Willen nicht erklären, warum sein ehemaliger Mitarbeiter ... Waigel bricht den Satz ab, er wolle sich kein Urteil erlauben, schließlich habe er das Buch immer noch nicht gelesen. Ja, eigensinnig und dickköpfig sei er immer schon gewesen, der Thilo: »Ich denke, ihm war sehr bewusst, dass er sich da auf vermintes Gebiet begibt.«

Der Schweizer Publizist und Herausgeber der Weltwoche, Roger Köppel, ein Verteidiger von Sarrazins Thesen, sagt: »Sarrazin ist ein klassischer deutscher Bildungsbürger mit einem intellektuellen Überlegenheitsgefühl, der sich Sorgen um sein Land macht. Er hat vor allem die Missstände bei der Integration von Muslimen und die Folgen unkontrollierter Zuwanderung aus Kulturen, denen unsere Sitten fremd sind, aufgedeckt. Man wollte ihn politisch zur persona non grata erklären, doch der Erfolg seines Buches gibt ihm recht.«

Zu geringe berufliche Auslastung? Sorge um sein Land? Und die Genugtuung, allen früheren Kollegen und Kritikern eins ausgewischt zu haben? »Das sind alles Mutmaßungen. Ich äußere mich nicht zu Spekulationen über meine Person«, sagt Sarrazin. Aber man hat ihn in den vergangenen Monaten einen »Hetzer« und »Rattenfänger« genannt. Man schimpft ihn »Rassist«. Kränkt ihn das nicht? Was für ein Sozialdemokrat ist er eigentlich, wenn ihn das nicht stört?

Sarrazin bleibt auch bei aggressiveren Fragen äußerlich gelassen. Ein Medienprofi. Dennoch erkennt man, wenn man ihn ein bisschen besser kennenlernt, Bewegungen, Zuckungen, Regungen, die darauf schließen lassen, dass ihn diese Fragen mehr bewegen, als er zugibt. Er lehnt sich in seinen Wohnzimmersessel zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. Er fasst nur sehr langsam Vertrauen, gibt selten etwas Persönliches preis. Er sieht darin eine Schwäche. Und vielleicht ist eben das seine größte: Er kann keine Schwäche zeigen, keine Fehler einräumen, das geht ihm gegen den Strich.

Als viele Politiker und Journalisten über ihn herfielen, damals, kurz vor Erscheinen seines Buches, »da habe ich im Innern gewankt«, sagt er heute, »aber ich bin nicht gefallen«. Als er spürt, dass weite Teile der Bevölkerung seine Thesen unterstützen, fasst er in Absprache mit seiner Frau Ursula den Entschluss, den Kampf bis zum Ende durchzuführen. »Komme, was da wolle.« Er ist zu der Zeit fast jeden Tag in einer anderen Stadt: TV-Talkshows, Radio-Interviews, Vorträge. »Ich bin nicht auf einem Kreuzzug, ich bin kein Märtyrer«, sagt Sarrazin in seinem Wohnzimmersessel, »aber wenn sich keiner gegen die Einengung des Meinungsklimas in unserem Land stemmt, könnte es sein, dass wir bald wieder in einer Diktatur aufwachen. Die Zeichen dafür stehen jedenfalls günstig.« Das meint er ernst.

Deshalb steht er auch heute zu seinen Äußerungen über muslimische Migranten. »Ob das nun gelungen war oder nicht, es hat gewirkt«, sagt er. Mit seinen Thesen Wirkung entfalten, ins Gewicht fallen, etwas gelten – das ist seine Maxime. Einerseits ist Thilo Sarrazin diszipliniert, loyal und treu. So war er als SPD-Finanzbeamter unter dem CSU-Bundesfinanzminister Theo Waigel. Andererseits sucht Sarrazin die Konfrontation, fährt Kampflinie, ist eigensinnig, besserwisserisch und herrisch. So war er als Chef, als erfolgreicher Finanzsenator von Berlin. Vor allem aber will er wahrgenommen werden, besonders jetzt, wo er keine offizielle Funktion mehr ausfüllt.

Jahrelang war er nur der Mann hinter den Kulissen. Er war Referats- und Büroleiter im Bundesarbeitsministerium und im Bundesfinanzministerium, er war Staatssekretär in Rheinland-Pfalz. Allesamt ehrenhafte und gut dotierte Stellen mit viel Verantwortung. Er war der Experte für die wirklich hohen Tiere, der Streber und Aktenfresser für die wirklich wichtigen Entscheidungen, unerlässlich irgendwie, aber auch unbekannt. In einem Interview prahlte er im Mai 2010 zum Währungsunions-Jubiläum von Bundesrepublik und DDR: »Es war keiner da, dem etwas einfiel, außer mir.« Und wenn man Sarrazin nach seinen beruflichen Stationen fragt, kommt die Antwort im Stakkato: »Ich habe am SPD-Parteiprogramm 1973 gearbeitet, damit die Passagen zur Ökonomie einigermaßen vernünftig waren. Ich habe als Ministerbüro-Leiter den Bundeshaushalt saniert, ich habe die Deutsche Bahn konsolidiert, ich war in den Achtzigerjahren Leiter des Referats ›Finanzfragen des Verkehrs, Bundesbahn und Bundespost‹. Eigentlich ein unscheinbarer Titel, aber wenn ich ›nein‹ sagte, stand alles still – einschließlich des Bundespostministers. Ich habe die deutsch-deutsche Währungsunion gemacht, ich habe die Treuhandanstalt beaufsichtigt, ich habe den rheinland-pfälzischen Haushalt sechs Jahre lang saniert, ich war ein paar Jahre Geschäftsführer der Treuhandliegenschaftsgesellschaft. Und dann«, sagt Sarrazin nach einer kurzen Pause, »war ich sieben Jahre Berliner Finanzsenator.« So klingt ein Mann, der um Anerkennung kämpft, weil er davon überzeugt ist, dass sie ihm zusteht.

Ein paar Tage später in Dresden. Es ist Mitte Januar. In Sachsens Hauptstadt leben 520 000 Einwohner, nur vier Prozent davon sind Ausländer. Trotzdem ist diese Veranstaltung der Höhepunkt auf Sarrazins Deutschlandsreise. Er tritt nicht in einer Buchhandlung auf, auch nicht in einer Stadthalle. Für die 2500 Besucher ist nur in der Dresdner Messehalle Platz. Fast eineinhalb Stunden redet Sarrazin. Zwischendurch wirkt es nahezu bizarr, wie ruhig diese 2500 Menschen auf ihren Stühlen sitzen und ihm dabei zuhören, wie er aufs Komma genau die Geburtenraten von Akademikerinnen oder den Anteil der Türken in der Sozialhilfe herunterbetet. Allein die Bemerkung, dass er Kopftücher in Schulen verbieten lassen würde, reicht schon für tosenden Applaus.

Nach dem Vortrag dürfen die Besucher Sarrazin wie immer Fragen stellen. Ein gutes halbes Dutzend Mal hört er den Satz: »Herr Sarrazin, vielen Dank für Ihre Ausführungen und den Mut, das öffentlich zu sagen, was wir alle denken.« Kaum einer wagt es, Sarrazin zu widersprechen. Und wenn doch, erntet er Buhrufe und Pfiffe. Eine junge Deutsch-Koreanerin, Musikstudentin, nimmt all ihren Mut zusammen, geht vor den Sarrazin-Anhängern ans Mikrofon und fragt Sarrazin, ob er Goethes Wanderers Nachtlied denn wirklich auswendig könne oder ob er nur damit prahle. »Glauben Sie mir, junge Frau, ich kann's«, antwortet Sarrazin trocken. Als sie trotzdem beginnt, das Gedicht aufzusagen, weil sie ihm beweisen will, dass auch sie, eine Ausländerin, Interesse an der deutschen Kultur hat, ist nur die erste Zeile zu hören: »Über allen Gipfeln ist Ruh«, der Rest geht in Pfiffen unter. Eingeschüchtert verliert die Studentin den Faden und verhaspelt sich. Das Publikum johlt. Sarrazin sieht in diesem Augenblick nicht besonders glücklich aus. Er hebt leicht die Hand, um das Publikum zu beruhigen, und sagt etwas ins Mikro, aber das ist nicht zu verstehen. Seine Anhänger entgleiten

ihm wie Goethes Zauberlehrling die Geister, die er rief. Die Studentin steht immer noch am Mikro, ihre Hand zittert, ihr Mut ist aufgebraucht, weggeholt. Doch bevor sie gedemütigt aus der Halle rennt, ruft sie noch einen Satz, einen bemerkenswerten Satz: »Sehen Sie denn nicht, was Sie hier anrichten?«

Spätnachts in einem Dresdner Restaurant sieht Sarrazin etwas mitgenommen aus. Er bestreitet alle seine Auftritte mit Disziplin, aber sie kosten Kraft. Reden halten kostet Kraft. Tausende Autogramme schreiben kostet Kraft. Interviews geben kostet Kraft. Sich ständig rechtfertigen kostet Kraft. Er fragt zum ersten Mal den Reporter, wie der die Veranstaltung fand. Er hatte die Menge unter Kontrolle. Bis auf das koreanische Mädchen. »Ja«, sagt er. »Ich weiß auch nicht, was sie von mir wollte.«

Vielleicht hat ihn sein sturer, verbissener Kampf um Anerkennung in den vergangenen Monaten blind gemacht. Vielleicht ist das aber auch nur ein weiterer Charakterzug Sarrazins: Er will, dass die Leute ihn verstehen. Aber gleichzeitig versteht er die Leute nicht, die seine Thesen fürchten, weil er darin fordert, dass sie sich anpassen, ihre eigene Kultur aufgeben sollen. »Wie kann man etwas fürchten, was nur von Vorteil für uns alle sein kann?«, fragt er. Die Frage aber, wie sich ein Türke fühlt, der in der Bevölkerung als unproduktiv, dumm und Hartz-IV-abhängig gilt, stellt er sich nicht. »Gut, ich bin manchmal etwas provokant, aber wer hier lebt und die deutsche Staatsbürgerschaft anstrebt, muss auch die deutschen Sitten und Gebräuche annehmen. Das wollen die Türken und Araber aber nicht alle. Ich gehe manchmal die Straße entlang und sehe Frauen im Hochsommer in dicke Mäntel gehüllt und mit Kopftüchern. Dagegen habe ich schon eine gewisse Aggression entwickelt, das stößt mich ab.«

Ende Februar rutscht Deutschland schafft sich ab nach 21 Wochen in Folge zum ersten Mal von Platz eins der Bestsellerliste. »Das war's«, sagt Sarrazin, »jetzt geht es nur noch bergab.« Aber er hat noch einmal einen großen Auftritt. Vor der Jury des SPD-Ausschlussverfahrens erringt er Mitte April einen klaren Sieg. Andrea Nahles und die SPD knicken schon ein, bevor das Verfahren überhaupt begonnen hat. Sarrazin triumphiert. »Ich werde mein Parteibuch mit ins Grab nehmen«, sagt er. »Ich bin kein Rassist. Wer das behauptet, ist dumm.«

Die Debatte um seine Thesen rückt in den kommenden Monaten tatsächlich in den Hintergrund, andere Themen bestimmen nun die tagespolitische Agenda: Griechenlandkrise, Arabische Revolution, Eurokrise, Atomausstieg.

Ende Juni in Deggendorf sagt eine Frau nach seinem Vortrag zu ihm: »Lieber Herr Sarrazin, machen Sie weiter, lassen Sie sich ja nicht unterkriegen!« Sarrazin nickt freundlich und dankbar. Aber er weiß, er kann nicht ewig Vorträge zu Deutschland schafft sich ab halten, seine Zahlen und Statistiken sind bereits von neuen aktuellen Zahlen und Statistiken ersetzt worden. Auf die Frage, ob er vielleicht ein neues Buch im

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kopf habe oder den nächsten Tabubruch plane, antwortet Sarrazin: »Nein. Ich werde jetzt erst mal mein Golf-Handicap verbessern.« Er lächelt. Zum ersten Mal.



## Herr Schröder will es allen zeigen

*Er liebt die Macht. Doch seit sechs Jahren ist Gerhard Schröder nicht mehr Bundeskanzler, sondern Rechtsanwalt, Berater und Redner. Schlagzeilen sind ihm trotzdem noch wichtig. Unsere Reporterin hat den Getriebenen begleitet*

Britta Stuff, Welt am Sonntag, 14.08.2011

11. Februar, Hannover-Heidelberg

Frage: Wenn Sie mit Ihrem Rücktritt gedroht haben, haben Sie es so gemeint?

Schröder: Nein. Es war ein Instrument.

Er trägt einen Mantel, es ist kühl. Er ist es auch. Ohne ein Lächeln, umrahmt von zwei Sicherheitsleuten, läuft er den Bahnsteig entlang, streckt noch in Bewegung die Hand aus, kurz vorm Abbremsen: "Schröder". Er nimmt eine Hand entgegen - "Guten Tag". Dann dreht er sich weg. Bis der Zug eintrifft, ein paar Minuten später: Rücken. Gespräch mit seiner Büroleiterin, haste dieses gelesen, haste jenes gehört. Von hinten wirkt er überraschend klein.

"Na, dann schau wir mal, was der Alfons heute so für mich gekocht hat", sagt er im Bordrestaurant. Es gibt bei der Bahn in diesen Wochen Klassiker der deutschen Küche nach Rezepten von Alfons Schuhbeck, das ist einer der vielen Fernsehköche und für Schröder "der Alfons". "Suchen Sie sich was aus, ich lad' Sie ein, das dürfen Sie ruhig annehmen." Er nimmt Leberkäse de luxe.

"Nun sagen Sie mal, was Sie von mir wollen."

Schröder sieht aus wie Schröder, nur noch schröderiger. Das muss an den Karikaturen von früher liegen, in die er irgendwie hineingealtert ist. Seine Daten sind die gleichen: 1,74 Meter, Augenfarbe Blau, geboren am 7. April 1944.

Der Zug fährt von Hannover nach Mannheim, von dort aus geht es weiter mit dem Auto, in Heidelberg wird Gerhard Schröder heute das Deutsche Krebsforschungszentrum besuchen. Grund: Jahresempfang des Vorstandes, Schröder ist Beirats-Mitglied.

Wir fahren an Göttingen vorbei - "Da habe ich studiert. Das wissen Sie, oder?" -, essen auf, gehen ins Abteil. Wir halten in Kassel-Wilhelmshöhe und lesen Zeitung. Gerhard Schröder schläft ein, fast unmerklich, ohne nur ein winziges bisschen Körperspannung zu verlieren. Ich sehe ihn mir an. Er war sieben Jahre und 27 Tage Kanzler - auf Plakaten, im Fernsehen, in Zeitungen. Und rund um die Uhr konnte man sehen: Er war es richtig gerne. Zuvor war er auch schon gerne Kanzlerkandidat, Ministerpräsident, Juso-Vorsitzender, er war der, der am Zaun des Kanzleramts rüttelte

und brüllte: "Ich will hier rein!" Er hatte gerne die Macht, über Deutschland, nicht mal halb so lange wie Helmut Kohl, aber vielleicht doppelt so laut. Er war ein sehr guter Kämpfer, ein guter Gewinner. Und ein wirklich schlechter Verlierer. Und jetzt?

Heute ist er ein viel beschäftigter Veteran. Schröder hat ein Büro mit fünf Mitarbeitern in Berlin und eine Rechtsanwaltspraxis in Hannover. Er ist Berater des Schweizer Verlagshauses Ringier und Vorsitzender des Aktionärsausschusses der europäisch-russischen Gesellschaft Nord Stream AG, deren Mehrheitseigentümer der russische Gasexportmonopolist Gazprom ist. Er wird bei einer New Yorker Redneragentur geführt. Der Altkanzler ist jetzt angeblich Millionär.

Seine Hobbys sind: Ehrenvorsitzender des Nah- und Mittelostvereins, Ehrenvorsitzender der Emiratisch-Deutschen Freundschaftsgesellschaft, Schirmherr der Stiftung Jugendfußball, Mitglied des Beirats des Chinesisch-Deutschen Zentrums für Energie und Umweltschutz im Bergbau, Mitglied des Board of Trustees der Tongji-Universität, Vorsitzender des Kuratoriums Freundschaftsbrücke Deutschland e.V. Um nur einige zu nennen.

Vor Frankfurt wacht er auf, keine Sekunde lang irritiert, dass er eingeschlafen war. Es gibt nun Politik als Hauptgericht ("Die Frauenquote halte ich für unerlässlich") und Parolen als Beilage (Angela Merkels Auftritt in einem dekolletierten Abendkleid: "Man soll tun können, was man will. Ich denke aber: Einen Minirock sollte man auch nur tragen, wenn man schöne Beine hat.").

Jemand ruft an, einer der Männer vom Sicherheitskommando reicht das Handy: "Ihre Frau". Irgendwas ist mit dem Hund.

Ab und an kommt jemand am Abteil vorbei, geht weiter, kommt wieder zurück, "ist er das?", kommt mit Begleitung wieder, "ich hab' dir ja gesagt, das ist er". Manche klopfen und öffnen die Glastür, ohne auf Antwort zu warten: "Herr Schröder, kann ich ein Foto machen?"

"Ja, komm, wir machen schnell eins."

"Der Cousin meiner Frau hat mit Ihnen studiert."

"Ah ja?"

"In Göttingen, ich müsste noch mal fragen, welche Vorlesung genau."

"Na, dann grüßen Sie mal schön."

Er schafft es, auf den Handyfotos immer auszusehen, als würde er neben dem Sultan von Brunei posieren.

In Heidelberg geistert er durch die Flure, umringt von Mitläufern, und lässt sich die Radiologie zeigen. Er spricht mit Nachwuchswissenschaftlern über Hirntumore, Chemotherapien und Wissenschafts-Stipendien, hält zwischen zwei Harfenstücken, "Tango" und "Esmeralda", eine Rede zum Thema "Perspektiven und Herausforderungen für Deutschland und die Europäische Union im 21. Jahrhundert". Der Bundeskanzler a. D. möchte Herr Schröder genannt werden, und nicht Herr Bundeskanzler, wie es ihm eigentlich protokollarisch zusteht. Wenn er kommt, sind zumindest ein paar Journalisten da. Auch wenn Herr Schröder eigentlich nichts tun kann für das Krebsforschungszentrum Heidelberg.

Die Wochen danach

Am 15. Februar sagt Ehefrau Doris Schröder-Köpf bei "Beckmann", dass für ihren Mann die erste Zeit nach dem Ende der Kanzlerschaft und mit zwei kleinen Kindern "ein harter, teilweise bitterer Lernprozess" gewesen sei. Die "Zeit" schreibt, dass Schröders Politik nur noch vage in Erinnerung geblieben sei. Olaf Scholz, Schröders Ziehsohn, wird am 7. März Erster Bürgermeister von Hamburg, Schröder hatte ihn im Wahlkampf mit einer kleinen Rede unterstützt - "Mein Freund Olaf". Der umstrittene Unternehmer und Gründer des Finanzdienstleisters AWD, Carsten Maschmeyer, hat laut "Spiegel" eine Million Euro an Schröder für dessen Memoiren gezahlt - und Gewinn gemacht. Fukushima geschieht, die Bundesregierung beschließt kurz darauf den Ausstieg aus der Atomkraft. Die Energiewende ist da. Schröder lobt Merkels Lernfähigkeit in Sachen Atompolitik.

29. März, Lübeck

Frage: Sind Sie Nostalgiker?

Schröder: Ach, nicht in dem Sinne, dass ich in der Vergangenheit lebe oder leben wollte. Aber ich finde, ich hab' schon was gemacht aus meinem Leben.

Gerhard Schröder steht neben Günter Grass im Günter-Grass-Haus kerzengerade, als wolle er sich gleich noch auf die Zehenspitzen stellen und Hosenträger spannen. Es ist schwer zu sagen, wer nun stolzer ist: Schröder, weil er neben Günter Grass steht, oder Grass, weil er neben Gerhard Schröder steht.

Es gibt Menschen, bei denen es leicht ist, das Kind von früher zu erahnen. Merkel gehört nicht dazu, man denkt, sie müsse erwachsen geboren worden sein, Angela Merkel sah auch schon als Kohls "Mädchen" nie wirklich nach Mädchen aus, man kann sich gut vorstellen, dass sie schon als Dreijährige zu ihren Eltern sagte: "Meine Damen und Herren, ich möchte ein Schokoladeneis. Das ist alternativlos." Schröder hingegen sieht man den kleinen Jungen mit aufgeschlagenen Knien an, der es geschafft hat. Seine Geschichte, tausendfach von ihm und anderen erzählt, findet man auch in seiner Autobiografie "Entscheidungen. Mein Leben in der Politik", die angeblich mal "Ein ganzer Kerl" heißen sollte, wie der Roman von Tom Wolfe über einen Immobilienhai. Er war ein Kind, das ohne Vater aufwuchs, die Mutter war Putzfrau. Schröder hat sein Abitur nach der Lehre im zweiten Bildungsweg gemacht, hat sein Jurastudium auf dem Bau verdient. Hat immer das Kleinere gegen etwas Größeres getauscht, der umgekehrte Hans im Glück.

Er sagt, manchmal habe er schon für einen kurzen Moment die intellektuell irrationale Angst, alles, was er sich erarbeitet hat, könnte weg sein.

In Lübeck stehen um Grass und Schröder im Halbkreis Lokalpolitiker, zwei Kamerateams, ein paar Reporter mit Blöcken und Fotografen. Es geht heute um Grass' "Vorlass", also den Nachlass zu Lebzeiten, der - das ist ihm sehr wichtig - auf gar keinen Fall verloren gehen darf. Undenkbar grausam, was mit dem Werk Heinrich Bölls geschah, als in Köln das Archiv einstürzte, nein, die Nachwelt und auch die Wissenschaft müssen auf das grasssche Werk jederzeit zugreifen können. Es geht heute um einen etwa 30 Quadratmeter großen Raum, der gebaut wurde dank einer Spende Schröders im "mittleren fünfstelligen Bereich". Schröder hatte irgendwo eine Rede gehalten und dann darum gebeten, das Geld doch dem Grass-Haus zu überweisen, und nun ist da dieser Raum, in dem der Vorlass bis zum Weltuntergang sicher gelagert werden kann.

Nachdem alle Fotos gemacht wurden, löst sich die Runde langsam auf, beide, Grass und Schröder sprechen noch in die Mikrofone, dass sie seit Langem wussten, dass Atomkraftwerke abgeschaltet gehören.

Oben, unter dem Dach in Grass' Büro, sitzen dann alle, die etwas wichtiger sind, noch mal zusammen, um zu plaudern. Grass hustet, er hat gerade eine Grippe überstanden, Schröder sitzt dicht bei ihm, Grass ist schwerhörig. Alle anderen tun unbeteiligt, als sei es nichts Besonderes, dabei zu sein, aber alle haben ein aufgeregtes Gesicht und eine etwas zu schrille Stimme.

Schröder: "Die absolute Beobachtung des Privaten in allen Bereichen wird dazu führen, dass man immer weniger politischen Nachwuchs findet, weil die Leute sagen, der Preis ist mir zu hoch. Am Anfang, um bekannt zu werden, reichst du die Hand, klar. Aber dann merkst du, dass dir der Arm ausgerissen wird."

Grass: "Man sagt ja immer so: Früher war alles besser, aber es gibt schon ein paar Belege dafür."

Grass sagt auch: "Freund, du bist zu früh gegangen."

Man spricht weiter über: den tapferen Kurt Beck und darüber, wie manche Politiker völlig in der Versenkung verschwinden. Ernst Albrecht, Schröders Vorgänger als niedersächsischer Ministerpräsident, zum Beispiel, den kennt doch heute niemand mehr.

Gespräch mit Günter Grass

"An welche literarische Figur erinnert Sie Gerhard Schröder?"

"Er hat was von den drei Musketieren."

"Welcher von denen?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen."

"Sie sind Freunde?"

"Ja, das kann man so formulieren."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Was bedeutet das? Würden Sie ihn anrufen, wenn Sie Liebeskummer hätten?"

Schweigen.

Schweigen.

Pfeife stopfen.

"Das ist eine absurde Idee."

Grass sieht unzufrieden aus.

"Was bedeutet es dann?"

"Damals, als ich nach der Veröffentlichung meines Buchs 'Beim Häuten der Zwiebel' so hart angegriffen wurde, hat mich das sehr verletzt."

Grass hatte dort erstmals zugegeben, Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein.

Er sagt: "Schröder stand von Anfang an auf meiner Seite. Er sagte: 'Ich weiß, wie das ist, wenn die Medien einen durchs Dorf treiben. Glaub mir, das geht vorbei.'"

Die Wochen danach

Helmut Schmidt lobt im "Zeit-Magazin", dass Schröder jemand war, der die Sprache der Bürger gesprochen habe. Schon wieder Carsten Maschmeyer: Er weist am 1. Mai Berichte zurück, er habe Schröder 1998 in seinem wichtigsten Wahlkampf mit einer möglicherweise illegalen anonymen Parteispende unterstützt. Der "Stern" beklagt erneut Schröders schnelle Vergoldung seines Adressbuchs: Hatte Schröder, Duzfreund Wladimir Putins, nicht, kurz bevor er die Kanzlerschaft verlor, das Gasprojekt Russlands forciert, das den Bau einer Pipeline zwischen Russland und Deutschland vorsieht? Und wurde er nicht dann innerhalb weniger Monate Aufsichtsratschef ebendieses Projekts?

5. Mai, Hannover-Düsseldorf

Frage: Ronald Pofalla hat mal gesagt, Schröder gehe es nicht ums Gas, es gehe ihm um die Kohle. Ist das so?

Schröder: Ich finde das kleinkariert.

Er wird heute eine Rede halten, bei der 67. Bankwirtschaftlichen Tagung des Bundesverbandes der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken in Düsseldorf.

"Na, dann schau wir mal, was der Alfons heute so für mich gekocht hat."

Die Bedienung im Bordrestaurant kichert. Schröder lacht, Kopf leicht nach oben, das typische Schröder-Lachen. Müsste man eine Unterhaltung mit Schröder wie "Peter und der Wolf" vertonen, Schröder wäre die Pauke.

1999 hatte Bodo Hombach als Chef des Bundeskanzleramts aufgehört, heute ist er Geschäftsführer der WAZ-Mediengruppe. Hombach sagt, ein echter Schröder-Klassiker sei Folgendes: Irgendwann, an einem sonnigen Tag, ging er, Hombach, in Berlin Unter den Linden entlang. Da hörte er auf einmal: "Hallo, Dicker, komm mal." Schröder saß mit Sigmar Gabriel im Café und hatte ihn gerufen. Er schrieb gerade an seinen Memoiren. Er sagte: "Du, ich hab' grade für mein Buch das Schröder-Blair-Papier gelesen, das ist ja unglaublich, das ist ja doll, kannst du mir dazu nicht mal was aufschreiben?"

Schröder spricht gern über früher. Zum Beispiel, dass die beste Zeit seines politischen Lebens der Sommer 2000 gewesen sei, ein Sommer, der völlig entspannt gewesen sei, die wirtschaftlichen Daten seien gut gewesen, in den Zeitungen seien Artikel erschienen, die hießen "Gerd im Glück". Oder er erzählt, dass er nie wieder ein Wort mit Oskar Lafontaine gesprochen habe, nachdem der alles hingeschmissen hatte - oder von Schröder rausgemobbt wurde, je nachdem, aus wessen Perspektive man das betrachtet. Lafontaine und Schröder, eines der großen gescheiterten Projekte, Geschäftsbeziehungen wie Freundschaften aussehen zu lassen. Man sieht Schröder an, dass ihm das nicht vollkommen egal ist. Als Lafontaine 2009 an Krebs erkrankte, sagt Schröder, habe er daran gedacht, sich bei ihm zu melden. Aber Freunde aus der Partei haben ihm abgeraten. Und dann hat er es nicht getan.

Wenn man mit Schröder spricht, gibt es zwei Gesichtsausdrücke: einen ernsten, der ankündigt, dass gleich eine Floskel kommen wird, oder etwas, das ihm wirklich wichtig ist. Und das Schröder-Lächeln, das sagt: Hören Sie doch auf zu wühlen, da ist nichts.

Den ernsten bekommt man bei Fragen zur Politik. Wie kam diese Entscheidung zustande, wie jene? Wie war das mit der Agenda 2010? Hat Maschmeyer nun gespendet? Wie ist das mit den Menschenrechten in Russland? Man kann ihn eigentlich alles fragen, er wird nie böse oder ungehalten. Was man erfährt: alles, was man schon wusste. Oder: nichts.

Man weiß vielleicht nicht genau, was in Schröder drinsteckt, aber was aus ihm rauskommt, weiß man seit Jahren.

Gesichtsausdruck zwei, den spöttischen, bekommt man bei Fragen zum Innenleben. Fragen Sie doch? Schauen Sie, ich halt' Ihnen die Wange hin. Schlagen Sie doch genau dahin. Soll ich noch ein Kreuz machen?

Einschmeicheln?

Bringt nichts.

Womit soll man jemanden locken, der schon alles hatte, was er wollte, um es dann wieder zu verlieren?

Gespräch über das Erinnern.

Ich: "Mein Vater hat früher die Geschichte erzählt, dass er als Schüler in der Nachkriegszeit nur eine Hose besaß."

Schröder: "Ich kenne Ihren Vater nicht. Aber vielleicht war die Zeit, in der er nur eine Hose hatte, weniger lange, oder er hatte noch eine zweite, hat sich aber für die andere geschämt. Er braucht die Geschichte vielleicht, um diese Zeit anderen verständlich zu machen. Das finde ich auch legitim."

"Und Ihre Geschichte mit dem Fensterkitt, die in Ihrer Biografie steht. Dass Sie ihn vor lauter Hunger gegessen haben?"

"Auch das ist ein Bild, das etwas verdeutlicht und jeder leicht versteht. Es meint das Gleiche wie die Hose Ihres Vaters."

Es gibt diese Momente mit Schröder, in denen man sich ihm ganz nah fühlt, als könne man ihn auch zu seinem eigenen Geburtstag einladen. Und als würde er auch kommen.

Es war ein langer Tag in Düsseldorf für die "700 genossenschaftlichen Primärbanker und Vertreter der genossenschaftlichen FinanzGruppe": Schon um neun Uhr morgens wurde über "Bankwirtschaftliche Zukunftsfragen" gesprochen, am Tag zuvor wurden bereits "Aktuelle Entwicklungen an den Geld- und Kapitalmärkten" diskutiert, um nur die absoluten Höhepunkte zu nennen. Nun also Schröder, der nicht über Geld spricht, sondern über: "Erfolgsfaktor Führung in Politik und Wirtschaft".

Er wird dann vorgestellt als jemand, der gar nicht vorgestellt werden muss.

Schröder hält eine Rede, wie er immer Reden gehalten hat: eine Hand in der Tasche, die andere gestikuliert. Brille aufsetzen, Brille absetzen. "Ich weiß sehr genau, worüber ich rede in dem Zusammenhang."

Gerade über das Projekt seines Lebens. Zur Zeit der Agenda 2010 seien die vielen positiven Folgen eben noch nicht eingetreten, sagt er dort auf der Bühne, aber die Schmerzen, die seien da gewesen - und die wurden eben abgestraft. Aber die Agenda sei eben jetzt mitverantwortlich, dass wir, also Deutschland, so gut dastünden in der Finanzkrise.

Es gibt ein Bild, Schröders Freund, der inzwischen gestorbene Jörg Immendorff, hat es gemalt. Es hängt in der Ahnengalerie des Kanzleramts: Neben Kohl, der auf seinem Bild eine etwas schmutzig wirkende blaue Jacke trägt, glänzt Schröders Gesicht ganz in Gold. Viel Interpretationsspielraum gibt es da nicht.

Die Sensation, dass der Altbundeskanzler spricht, hält heute in Düsseldorf etwa fünf Minuten an. Dann muss der Erste zur Toilette.

Die Wochen danach

Am 18. Mai sagt Schröder, dass Peer Steinbrück sein Kanzlerkandidat der Wahl sei, es sei aber natürlich Sache von Gabriel, den Bewerber vorzuschlagen, den er für richtig halte. Im Kirch-Prozess will Schröder die Aussage verweigern. Er sollte helfen, eine mögliche Mitverantwortung der Deutschen Bank an der Pleite des Medienimperiums aufzuklären. Schröder wird als mögliches Aufsichtsratsmitglied bei Gazprom gehandelt. In Washington wird er am 11. Mai zu den Menschenrechten in Russland befragt, und sagt: "Wollen wir warten, bis Russland eine Demokratie geworden ist, oder wollen wir



vorher auf sie zugehen?" Paul Kirchhof legt erneut, wie schon 2005, ein einfaches Steuerkonzept vor. Fast alle Zeitungen nennen ihn den "Professor aus Heidelberg", wie Schröder ihn im Wahlkampf getauft hatte.

Berlin, Schröders Büro

Frage: Was tut man, wenn man nicht weinen will?

Schröder: Brille aufsetzen.

Gerhard Schröder hat angenehme Hände. Seine Rechte ist wie gemacht, um die Hand eines anderen zu drücken, als sei sie von dem millionenfachen Schütteln in die ideale Schüttel-Form gepresst worden. Im Aschenbecher des Berliner Büros, das jedem Altkanzler zusteht, glimmt eine Zigarre vor sich hin, mit der er sich seit Jahren nicht mehr dort zeigt, wo man ihn damit filmen oder fotografieren könnte. Brioni-Anzüge trägt er auch keine mehr.

Er war 61 Jahre alt, als seine Zeit als Kanzler endete. Irgendwie zu jung, um Elder Statesman zu sein, zu sehr Schröder, um erst mal gar nichts zu sein. Er hatte doch nie mehr als eine Grippe gehabt, sein ganzes Berufsleben lang. Kann man da schon müde sein?

Vielleicht muss man, um das neue Leben Gerhard Schröders verstehen zu können, seinen letzten wirklich großen Auftritt des alten Lebens ansehen. Er hat ihn in seiner Biografie ausgespart und auch sonst nicht darüber geredet, denn es ist einer dieser Momente, der Millionen Zuschauer bei "Big Brother" dazu bringt, "Big Brother" zu sehen: der Moment, in dem sich endlich mal jemand entblößt.

Man muss ihn überreden, damit er sich das ansieht.

Am 18. September 2005, nachdem Schröder Neuwahlen herbeigeführt hatte, nachdem die Mehrheit im Bundesrat verloren gegangen war, verlor die SPD knapp die Bundestagswahl - obwohl sie in den Wochen und Monaten zuvor sensationell aufgeholt hatte.

Und dann, im Fernsehen, die Elefantenrunde, die Sendung, in der die Spitzenkandidaten der Parteien entweder versuchen, den Schaden zu begrenzen, oder aber ihren Sieg feiern. Gerhard Schröder betrat den Raum wie der Herrscher in "Des Kaisers neue Kleider", und alle sahen ihn an, als hätte er gar nichts an: die verdatterte Angela Merkel, der empörte Guido Westerwelle, der nur zum Abendessen wollende Joschka Fischer, die Moderatoren Hartmann von der Tann und Nikolaus Brender.

Schröder und ich sehen den inzwischen legendären YouTube-Clip.

Brender: "Herr Bundeskanzler ..."

Schröder: (fällt ihm ins Wort) "Ist ja schön, dass Sie mich noch Kanzler nennen."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schröder sitzt in seinem Sessel, nach vorn gebeugt, die Unterarme liegen auf den Knien. Das Laptop liegt vor ihm, auf dem Tisch. Er spricht mit, tonlos.

Ich frage, ob ihm das peinlich sei.

Keine Antwort.

Merkels verdattertes Gesicht ist im Bild.

Schröder lacht.

Westerwelle sagt im Clip: "Ich bin zwar jünger als Sie, Herr Bundeskanzler, aber nicht blöder."

Schröder lacht noch lauter.

Und am lautesten lacht er, als er sich selbst sagen hört: "Glauben Sie im Ernst, dass meine Partei auf ein Gesprächsangebot von Frau Merkel bei dieser Sachlage einginge, indem sie sagt, sie möchte Bundeskanzlerin werden. Also, ich meine, wir müssen die Kirche doch mal im Dorf lassen."

Das war der Moment, in dem Schröders Lebens als Staatsmann endete.

Er sagt: "Ist doch irgendwie auch 'ne Kultsendung, oder?"

Er sagt, dass es so gewesen sei: Es sei falsch, dass er die Information gehabt habe, es hätte noch einen Swing geben können zugunsten der SPD. Er sagt, er habe im Prinzip gewusst: Das isses gewesen. Die hatten ein Prozent mehr, das war klar, dass sie es nutzen würden. Er sagt auch, er sei ungeheuer erleichtert gewesen, dass das Wahlergebnis noch so gut war für seine Partei, nach allem, was war.

Er sagt, er wollte eigentlich nicht in die Sendung gehen, ging aber dann doch, denn Müntefering wollte auch nicht und Clement war nicht erreichbar.

Dann saß er doch da. Und dachte: "Jetzt ist es aus mit der Diplomatie, jetzt wollen wir doch mal sehen, was hier los ist."

Viele spekulierten damals, er habe getrunken.

Ich: "Sie wollten quasi den Stinkefinger zeigen?"

Schröder: "So würde ich selbst es nicht sagen. Ich hatte gekämpft gegen die ganze Truppe da. Und gerade diese beiden, der Brender und der Tann, fingen die ganze Zeit an von Niederlagen zu reden. Das fand ich unverschämt und hab' dann entsprechend geantwortet."

"Und was hätte man taktisch machen müssen?"

"Man hätte eigentlich sagen müssen: Wissen Sie, wir haben ein Ergebnis erreicht, mit dem keiner mehr gerechnet hatte, und Frau Merkel hat etwas mehr Stimmen und nun muss sie sehen, wie sie eine Regierung bilden kann. Ein bescheidenerer Auftritt wäre besser gewesen. Aber den wollte ich damals nicht."

"Ohne an die Konsequenzen zu denken?"

"Immer in dem Bewusstsein: Das kannst du dir jetzt auch leisten. Das ist die letzte Schlacht."

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Gerhard Schröder ist niemand, der ein Schachspiel lustlos bis zum Ende durchzieht, wenn er weiß, dass er in vier Zügen matt ist. Er fegt einfach alles vom Brett. Und will gleich noch mal spielen.

Er hat jetzt einen neuen Terminkalender, mit meist freien Wochenenden, aber immer noch mit Reden, Besprechungen, Konferenzen, Telefonaten, Reisen zu Staatschefs oder Kongressen, Kranzniederlegungen, SPD-Jubiläen. Er hat erst seine Memoiren geschrieben und auch Englischunterricht genommen, schließlich würde im neuen Leben nicht immer ein Dolmetscher dabei sein. Danach hat er sich neu aufgestellt, mit den Jobs. Den Deal mit Ringier hat er angeblich schon in der Wahlnacht besprochen. Nur ein paar Monate später hat ihn Putin angerufen, am Vorabend eines Kongresses, den Schröder besuchen wollte, und auf dem Merkel schon als neue Kanzlerin sprach.

Schröder sagt, Putin habe ihn gefragt, nachdem er das Angebot schon abgelehnt hatte. Putin fragte: Hast du auch schon Angst, mit uns zu arbeiten? Und Schröder sagte: Nein, habe ich nicht.

Man kann sich ungefähr vorstellen, was Putin dachte, als er den Hörer auflegte: Wir haben ein goldenes Türschild in Deutschland. Einen Altkanzler, der dafür sorgt, dass das Gas strömt.

Schröder sagt, Geld sei auch eine Form von Anerkennung.

Andere sagen, er habe sich kaufen lassen.

Damals nachdem er den Pipeline-Job angenommen hatte, sagt Schröder, da hätten sich plötzlich alle zu Wort gemeldet, hätten gesagt, das gehöre sich nicht, Westerwelle und andere. Das stand ja in allen Zeitungen damals. Doch die Attacken, sagt Schröder, die haben letztendlich nur geholfen; geholfen, dass er nicht in ein Loch fällt - "Da wird ja wieder Adrenalin produziert."

Zu Pipeline-Terminen nimmt er mich natürlich nicht mit.

Schröder traf Irans Präsident Ahmadinedschad und weigerte sich danach, Genaueres zum Inhalt der Unterredung zu sagen. In China sagte er, dass ihn die Politik der Bundesregierung "nicht glücklich" mache. Dass Merkel den Dalai Lama empfangen hat, sei ein Fehler gewesen.

Wie soll man, wenn man sich sein Leben lang für ein Raubtier hielt, plötzlich Rentner sein?

Ich: "Sie sehen am glücklichsten aus, wenn Sie eine Rede halten."

Schröder: "Ich finde, ich sehe sonst auch nicht unglücklich aus."

"Das meine ich nicht."

"Sie meinen, ich bin wie der berühmte Zirkusgaul. Wenn der die Trompete hört, fängt der an zu traben."

Später

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am Abend ist er Redner bei einem SPD-Empfang. Ein Raum voller Journalisten, für die Partei nützliche Leute und Genossen. Schröder, der einst die Partei etwas mehr in Richtung Mitte geschoben hatte, als vielen lieb war, ist hier wahrscheinlich genauso unbeliebt wie beliebt. Wahrscheinlich denkt die eine Hälfte im Raum, dass er die Partei geschwächt hat - und die andere, dass ohne ihn immer noch Kohl regieren würde. Helmut Schmidt lieben inzwischen alle. Schröder liebt, wer schon immer Schröder geliebt hat.

Heute ist er der Redner, nach dem dann das Buffet drankommt, das heißt, er muss gut sein und sich kurzfassen. Schon wieder hat man an diesem Abend den Eindruck, dass alles in der Politik Kreisläufen folgt: Man muss nur lange genug warten, um wieder recht zu haben. War der Ausstieg aus der Atomenergie nicht eine rot-grüne Idee, fragt er den Saal, und ist es nicht nett, dass die aktuelle Regierung nun einsieht, dass sie auch umgesetzt werden muss? Verhaltenes Gelächter. "Und daher, meine Damen und Herren, sage ich Ihnen, es gibt nur eine Lösung für die Energiefragen der Zukunft - und die heißt: Gas!"

Riesenlacher! Er macht eine Pause.

Und sagt leise: "Das sage ich Ihnen natürlich ohne jeden Hintergedanken."

Riesenlacher! Riesenlacher! Riesenlacher!

Schröder lacht nicht, das tun schon die anderen.

Er lächelt.

Mitarbeit: Céline Lauer

## Der Sprung

*Ein unscheinbarer Bürger, Elektriker, Vater zweier Kinder, stürzt sich während einer Parlamentsitzung in Bukarest von einem Balkon. Eine politische Aktion, die den ehrgeizigen EU-Staat Rumänien erschüttert - mit welchen Folgen?*

Barbara Supp, Der Spiegel, Nr. 21/2011

Um drei Uhr morgens stand er auf, seiner Frau sagte er nicht, warum. Er suchte sich ein weißes T-Shirt und schrieb mit dunklem Stift auf den Stoff: "Ihr habt uns niedergemäht. Ihr habt die Zukunft unserer Kinder zerstört. Ihr könnt uns Geld und Leben nehmen, aber nicht die Freiheit."

Er zog ein Hemd über das T-Shirt und ging zur Arbeit, an diesem Tag führte ihn sein Job als Beleuchter beim staatlichen Fernsehen wie so oft ins Bukarester Parlament. Er wartete auf einem der Balkone, sieben Meter über dem Sitzungssaal, und dann, als der Premierminister zum Pult getreten war, stand Adrian Sobaru, ein schmaler Mann, 42 Jahre alt, auf der Brüstung dieses Balkons, riss das Hemd auf, sah hinunter zur Regierung und sprang.

"Wie ein Flugzeug", sagt der Oppositionspolitiker Eugen Nicolaescu. "Er breitete die Arme aus, als wollte er fliegen. Er landete hinten auf der Bank."

"Ich sehe es vor mir", sagt Gheorghe Ialomitanu, der Finanzminister. "Es ist schwer, das zu vergessen."

Es geschah am 23. Dezember, in der letzten Sitzung am Ende eines unschönen politischen Jahres, und was sie zu bedeuten hat, diese Tat, darüber streiten Politik und Wirtschaft im jungen, finanzschwachen EU-Staat Rumänien. Jeder hat seine Haltung dazu, Regierungs- und Oppositionspolitiker, Gewerkschafter, Unternehmer. Wie ist sie zu sehen, als befremdliche Verirrung? Oder als Revolte, als symbolischer Akt des Protests, der im kollektiven Gedächtnis bleiben wird und politische Konsequenzen erzwingt?

Gheorghe Ialomitanu, Finanzminister Rumäniens, empfängt im halbkreisförmigen Ministerpalast, wird betreut von einem Stab, der schon viele Finanzminister gesehen hat. Seit Ende 2008 ist er im Amt, ein Herr in dunklem, dezent gestreiftem Anzug, wie die Hochfinanz ihn gern trägt. Er spricht an diesem Tag für eine Regierung, die vieles schon praktiziert hat, was in Griechenland, Portugal noch bevorsteht. Spricht für die

liberaldemokratische Regierung des Emil Boc, die im selben Jahr 2010 den Lohn im Öffentlichen Dienst um ein Viertel kürzte, Pensionen und Sozialbeihilfen zusammenstrich und die Mehrwertsteuer von 19 auf 24 Prozent an hob. "Wichtige Entscheidungen" seien es gewesen, so sieht es der Minister, "um die ökonomische und wirtschaftliche Stabilität zu sichern. Manche betreffen bestimmte soziale Bereiche. Das ist hart, aber notwendig. Alternativlos. Wir mussten es tun".

Ein Austeritätsprogramm, ein Sparkurs, der härteste in Europa.

Verwirklicht wurde er in einem Land, das nicht so im Fokus steht wie andere, weil es zwar zu Europa gehört, aber noch nicht ganz, nicht zur Schengen-Zone, nicht zur Euro-Zone, wohin es aber strebt. Ein Land mit Niedriglöhnen, das jahrelang als internationale Produktionsstätte seinen Aufschwung erlebt hat und einen steilen Absturz, als die Finanzkrise kam. Berüchtigt für Schattenwirtschaft, Steuerhinterziehung, Schwarzarbeit, auf der Liste der korrupten Staaten von Transparency International belegt Rumänien zusammen mit Griechenland und Bulgarien die Spitzenplätze in Europa. Das Land ist hochverschuldet, bei der EU, der Weltbank und vor allem beim IWF, dem Internationalen Währungsfonds.

Der IWF pflegt Druck zu machen, wenn er seine Kredite vergibt, auf Sparsamkeit, Privatisierung, auf Haushaltssanierung. Ialomitanu sitzt in seinem Finanzministerium und legt Wert darauf, dass er für eine Regierung spricht, die selbst die Entscheidungen treffe, nicht der IWF, nicht die EU-Kommission. Die Regierung habe von sich aus die drastischen Sparmaßnahmen beschlossen, die Adrian Sobaru auf den Balkon des Parlaments und im Herbst zuvor die Demonstranten auf die Straße trieben. Auch der Finanzminister musste schon vor aufgebrachten Finanzbeamten, die ihm die Kürzungen übelnahmen, in sein sicheres Ministerbüro flüchten. Er lasse sich nicht schrecken. Es gehe wirtschaftlich voran in Rumänien. Künftige Regierungen würden für die Entscheidungen dankbar sein.

Gheorghe Ialomitanu ist Finanzwissenschaftler mit Studium in Transsilvanien und Weiterbildung in diversen Staaten Europas und wünscht sich, dass Rumänien am liebsten schon morgen die Kriterien erfüllt, um nicht nur zur EU, sondern auch zur Euro-Zone zu gehören; das Jahr 2015 wird meist als Ziel benannt. Der Minister hofft auf mehr ausländische Investoren. Seine Sätze signalisieren Entgegenkommen für die Märkte. Er sagt: "Natürlich ist es hart für die Menschen. Niemand mag es, wenn man ihm das Einkommen kürzt." Sobarus Sprung hat er durchaus als Kritik verstanden.

Der Minister war dort, er hat gesehen, wie die Wirklichkeit von draußen in den geschützten Raum des Parlaments einbrach. "Ein schrecklicher Moment. Keine Regierung, die Entscheidungen trifft, wünscht sich, dass so etwas passiert." Der Minister räuspert sich, er sucht einen Satz zwischen Anteilnahme und Empörung, er

sagt dann: "Ich denke nicht, dass dies eine angemessene Art ist, wie man seine Unzufriedenheit zeigt."

Ein paar Tage vor dem Sprung schrieb Adrian Sobaru einen Brief, den er an niemanden schickte, er schrieb mit rotem Stift auf liniertem Papier. "Ihr habt das Land und seine Menschen verkauft", schrieb er, "wollt ihr denn, dass wir alle den Müll durchwühlen? Rumänien fällt auseinander. Man hat uns betrogen und belogen, jeden Tag." Seine Familie liebt er mehr als sein Leben, schrieb er und erzählte von Calin, seinem Sohn, der Autist sei und eine spezielle Behandlung brauche, aber jetzt reiche das Geld dafür nicht mehr. "Ich bin müde", schrieb er. "Wir haben keine Träume mehr."

"Hier oben stand er", sagt der Oppositionspolitiker Eugen Nicolaescu und blickt vom Balkon hinab auf den Sitzungssaal, "auf der Bank dort ist er gelandet. Die Ärzte kamen schnell."

Das Parlament tagt im ehemaligen "Haus des Volkes" des ehemaligen Diktators Nicolae Ceaușescu, und dieser Prunkbau wurde nicht in kleinen Dimensionen erdacht. Sieben Meter sind viel, das ist zu spüren, wenn man in den Saal hinabschaut. Die Abgeordneten liefen durcheinander, manche sahen das Blut, manche weinten. Der Premierminister lief vom Podium zu Sobaru. Sanitäter trugen den Schwerverletzten durch die Palastflure davon. Der Senatssprecher brach die Sitzung ab. Eigentlich stand für diesen Tag ein Misstrauensvotum gegen die Regierung auf dem Programm.

Nicolaescu, ein drahtiger Mittvierziger mit grauem Haar und suggestivem Blick, ist Vizechef der nationalliberalen Partei PNL, die von den regierenden Liberalen im Grunde nicht weit entfernt, aber mit ihnen zerstritten ist; bis Oktober 2009 regierten die beiden Parteien gemeinsam das Land. Nicolaescu sagt: "Dieser Mann, der gesprungen ist, wollte deutlich machen, wie schlecht Rumänien regiert wird. Er wollte klarmachen, dass sich etwas ändern muss."

Das harte Sparen und Kürzen finden die Nationalliberalen prinzipiell in Ordnung. Die Mehrwertsteuererhöhung stört sie allerdings. Sie sind fürs Steuernsenken, die niedrige "flat tax" von 16 Prozent für alle Einkommen und Unternehmen hätte Nicolaescu, im Wettbewerb der Niedrigsteuerländer, gern noch weiter gesenkt.

Nicolaescu war drei Jahre lang Gesundheitsminister, hat aber Wirtschaftswissenschaft studiert. Es wäre ihm lieber, wenn das Austeritätsprogramm nicht dazu dienen würde, Bedingungen des IWF zu erfüllen. Nicolaescu würde sich wünschen, dass Rumänien aus eigener Kraft, mit eigenem harten Kurs seine Finanzen in Ordnung bringt.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Seit anderthalb Jahren ist seine Partei nicht mehr an der Macht und wünscht sich so sehr, dorthin zurückzukehren, dass sie in der Opposition ein Bündnis mit den Sozialdemokraten geschlossen hat, die ihr doch sehr viel ferner liegen als die Regierungsparteien. Misstrauensvoten, das war bis dahin schon der gemeinsame Oppositionskurs gewesen. Auch am 23. Dezember 2010 stand wieder so ein Versuch an, mit wenig Aussicht auf Erfolg.

"Wir haben nicht abgestimmt an jenem Tag. Wir von der Opposition haben nach dem Vorfall den Saal verlassen. Wir fanden, dass der Akt dieses Mannes mehr war als ein Misstrauensvotum, mehr als eine bloße Abstimmung. Die Menschen in Rumänien haben alle davon gehört."

Man habe natürlich über Sobaru und seine Tat geredet in der Partei, sagt Nicolaescu, er senkt jetzt die Stimme, dunkel, bedeutungsschwer. "Er sprang, als der Premierminister sprach. Wir müssen das ernst nehmen. Wenn wir etwas beschließen, müssen wir uns immer fragen: Was würde dieser Mann jetzt dazu sagen?"

Ein narbiger Wohnblock im Nordwesten von Bukarest, karge Bäume, zugeparkt mit Kleinwagen, an der Hauswand Klingelschilder ohne Namen. Oben, im zehnten Stock, empfangen Madalina Sobaru und Calin, der autistische Sohn, und Alexia, dessen kleine Schwester. Und Adrian Sobaru, der Überlebende, er hinkt ein wenig, er lächelt, ein stiller Mann.

Er reicht Chips und Nüsschen und Wasser und Wein und Limonade, im Couchzimmer der vollgewohnten Dreizimmerwohnung, wo er mit Frau und Kindern und Mutter und Onkel lebt. Er spricht höflich von großer Ehre und versucht, Calin zu übertönen, der die Handys der Besucher einsammeln und untersuchen möchte. Calin läuft nicht davon, er hat einen Satz, den er immer wieder spricht, auf Englisch, ein halbes Weinen: "I want to go to Germany." Ein 15-Jähriger, tapsig, der Dinge weiß, die viele nicht wissen, Fakten, Wörter und Zahlen, der den Computer liebt und schnell die Chips wegisst, wenn man ihn lässt.

Den Sturz seines Vaters hat Calin im Internet gesehen. Sobaru selbst hat den Videoclip nur zur Hälfte angeschaut, so lange, wie er fliegt.

"Ich wollte etwas sagen. Deswegen war ich dort." Es sei nicht so wichtig gewesen, sagt Sobaru, wer in jenem Moment im Saal unten am Pult stand. Sobaru meinte alle. Alle Politiker, alle Parteien.

Adrian Sobaru ist kein Mensch, der auffällt, jedenfalls war es so bisher. 1989 - das war ein Schub, ein kurzes Glühen, als die Diktatur Ceausescus ihr Ende fand, als

"Freiheit" das große Wort war und Adrian Sobaru, 21 Jahre alt, "ein Kind damals", sagt er, raus auf die Straße zog, raus in die Revolution, in die neue Zeit. Aber dann - es war nicht das, was er sich unter einer Revolution vorgestellt hatte. Schüsse, Sirenen, Krankenwagen, ein Durcheinander, kein Plan, keine Richtung, keine Logik, ein Chaos, fragmentarisch, nichts fand zusammen, wie ein missratenes Theaterstück, so schien es Sobaru. Ein paar gute Momente gab es, doch er ging nach Hause zurück, enttäuscht.

Sobaru war damals Elektriker in einer Firma, die Drehmaschinen herstellte, zur Wendezeit kam dorthin ein Fernseheteam; beim Fernsehen arbeiten, das war nun sein nächster Traum, und der immerhin wurde wahr. Er fand Madalina mit den lachenden Augen, und dann kam Calin, das Kind, das immer wieder lebensbedrohlich krank war und immer wieder gerettet wurde. Ein Kind, das nicht sprechen mochte und am liebsten auf den Zehenspitzen ging.

Adrian Sobaru war ein strenger Vater, der das Kind herunter auf die Fußsohlen zwang, es musste sein. Dieses Kind, das zum Zentrum der Familie wurde, Calin, der Unbeholfene, der seine kleine Schwester so sehr liebte, dass es anfangs für sie gefährlich war. Der lernte, zu sprechen und Nähe zu ertragen, aber er braucht seine Medikamente und seine Therapie. Das kostet. Die Familie hat 3000 Lei, etwa 740 Euro pro Monat, sagt Sobaru, für sechs Personen; allein für Calin müssten sie fast die Hälfte davon ausgeben, aber das geht nicht. Sobaru hat sich schon länger daran gewöhnt, die Kleider für die Familie nur im Secondhand-Laden zu kaufen, er schämt sich ein bisschen deswegen, aber es geht. Bis zum letzten Jahr fand er wie so viele Menschen, die er kennt, dass das Geld gerade so eben zum Leben reichte. Und dann wurde weiter gekürzt.

Es kam Maßnahme nach Maßnahme nach Maßnahme, "und bei jeder Maßnahme, die sie verkündeten, hatten sie ein Lächeln im Gesicht. Dieses Lächeln fing an, mich zu irritieren".

Es gab die Demonstrationen im letzten Jahr, gegen diesen Staat, der es gerecht findet, die Lasten nach unten durchzureichen zu denen, die ohnehin nicht viel haben, aber Adrian Sobaru hatte den Eindruck, dass viele der Demonstranten nicht ernst genug bei der Sache waren, nicht so ernst jedenfalls, wie er die Sache nahm.

"Es ist schwierig", sagt Marius Petcu, als Gewerkschaftsführer ist er von Berufs wegen mit Protesten befasst. "Es ist schwierig in Rumänien. Die Leute sollten demonstrieren gehen, weil sie finden, dass man demonstrieren muss. Und nicht, weil es ihnen ein Gewerkschaftsführer sagt."

Zu wenige seien auf der Straße gewesen im letzten Jahr. Mehr Unzufriedenheit hätten die Rumänen zeigen sollen, nicht gewalttätig wie in Griechenland, aber eindrucksvoll, es fehle in Rumänien, sagt er, "an Solidarität".

Petcu ist Chef des größten Gewerkschaftsbundes seines Landes, ein Herr in seriösem Anzug, der an einem grauen Bukarester Vorfrühlingstag in seinem Besprechungszimmer mit folkloristisch geschnitztem Wandschrank und stummem Fernseher sitzt, in dem Nutella-Werbung läuft. Die einsame Tat des Adrian Sobaru, für ihn ist sie Ausdruck einer politischen Entwicklung, die er ins Fürchterliche führen sieht. Rumänien sei dabei, ein Labor der Deregulierung zu werden, eine Avantgarde, eine "Inspirationsquelle" für Neoliberale in Europa: Wie viel Rechte kann ich den Unternehmen geben? Und den Arbeitern nehmen?

"Flexibilisierung" heißt das nächste Projekt der Regierung. In einem internen Report im Mai 2010 hatte der IWF die "Starrheit" des rumänischen Arbeitsmarkts beklagt, "verglichen mit anderen in der Region". In einer Absichtserklärung versprach die Regierung, neue Bedingungen zu schaffen für eine "Flexibilisierung der Arbeitszeiten", für "geringere Einstellungs- und Entlassungskosten durch flexiblere Verträge". Für "größere Flexibilisierung im Lohnbereich", auch dafür wolle sie sorgen, schrieb die Regierung, also für mehr befristete Verträge und geringere Bezahlung. Und das tut sie nun.

Petcu sagt, nichts falle der Regierung ein außer Kürzen und Flexibilisieren, wo blieben die echten Investitionen? Beispielsweise in dringend nötige Infrastruktur? Wo kümmere sich die Regierung um die Nachfrage? Um den Konsum?

Er ist nicht allein mit dieser Ansicht. Aus der ILO, der Internationalen Arbeitsorganisation, sind ähnliche Töne zu hören, auch von Wirtschaftsexperten in den USA, in Deutschland, in Rumänien; der extreme Sparkurs, so heißt es, werde den Konsum behindern und der Krisenbewältigung nicht dienlich sein. Aber es ist schwierig, mit solchen Ansichten bei den Einflussreichen in Rumänien Gehör zu finden.

"Wir haben viele Gegner", sagt Petcu. "Sie beschuldigen uns, dass wir nicht glaubwürdig seien", und das stimmt. Petcu selbst vor allem hat jetzt das Problem. Es ist schwierig, einen Gewerkschaftsführer als glaubwürdigen Zeugen zu betrachten, der seit Ende April unter Anklage steht, weil er dabei erwischt wurde, wie er von einem Bauunternehmer 40 000 Euro kassierte. Bestechung, sagt die Staatsanwaltschaft. Rückzahlung eines Darlehens, lässt Petcu ausrichten. Seiner Glaubwürdigkeit dient die Angelegenheit jedenfalls nicht.

Es ist noch kühl in Bukarest, kein richtiger Frühling, das sind die Nachrichten des noch jungen Jahres:

Das Haushaltsdefizit Rumäniens des Jahres 2010 betrug 200 Millionen Lei, knapp doppelt so viel wie im Jahr 2008.

Der IWF hat ein neues, milliardenschweres Kreditpaket bewilligt. Für 2011 rechnet der IWF mit einem Wachstum von 1,5 Prozent, die Rezession sei knapp überwunden.

Die Krise aber nicht, sagt der Staatspräsident.

Zwei nationalliberale Bürgermeister stehen wegen des Vorwurfs der Bestechlichkeit vor Gericht. Ebenso ein leitender Beamter der Steuerbehörde. Liberaldemokratische Parteikritiker sprechen von 200 PDL-Bürgermeistern, gegen die ermittelt werde. Ein liberaldemokratischer Arbeitsminister musste zurücktreten, weil seine Familie massiv von EU-Fördermitteln profitiert hat. Ein ehemaliger Außenminister, jetzt Europaabgeordneter der Sozialisten und der Korruption verdächtigt, wird in Straßburg ausgeschlossen aus der sozialistischen Fraktion.

Unter den 20 ärmsten Regionen Europas sind 6 rumänische.

Die Schattenwirtschaft beträgt geschätzte 25 Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

Rumänien hatte im Januar, Februar, März und April dieses Jahres EU-weit die höchste Inflation.

In seinem Wohnblock im Nordwesten Bukarests sitzt ein schmaler Mann mit dunklen Augen, der leicht hinkt und den Gebrauch der kaputten Hand noch üben muss, der eine Titanplatte im Schädel trägt und den Geruchssinn verloren hat, der nicht mehr so gut schmecken kann wie vorher und in der Nähe nicht mehr so gut sieht und der sagt, "ich hatte Glück", er hätte tot sein können oder, "noch schlimmer", gelähmt.

Er arbeitet jetzt wieder beim Fernsehen, aber nicht mehr im Parlament, das darf er nun nicht mehr. Es ist ein seltsames Leben jetzt, im Internet kann jeder Sobarus Sturz sehen, von manchen wird er zum Helden verklärt, wird zu Demonstrationen eingeladen. "Freiheit!", habe er gerufen vor dem Sprung, weswegen ihm ein Internetmagazin eine Freiheitsurkunde verlieh, was meint er mit Freiheit? "Ich weiß nicht, was das ist."

Freiheit heißt auswandern, sagen viele, sagte Sobarus Bruder und ging nach Kanada mit seiner Frau, als er feststellte, dass zwei Gehälter zu Hause zum Leben nicht reichten. Adrian Sobaru sagt, er könne sich das Auswandern nicht vorstellen, bis jetzt.

Sein Staat hat kein Geld, aber auch Ideen hat er nicht, wie der Mangel gerecht zu verteilen sei. Ziele, Pläne, darum geht es, immer wieder wechselt die Regierung, aber Sobaru hat den Eindruck, es bessere sich nichts, manchmal denkt er, es sei gleichgültig, wer in seinem Land regiert. Er ist gesprungen, und die anderen deuten sich das so zurecht, wie es ihnen passt.

Die Kinder, er redet immer von den Kindern. Von Calin, dem man die Beihilfe für Behandlungen kürzt, das Lernen schwierig macht, die Hoffnung auf die Zukunft nimmt. Von Alexia, die später eine von denen sein wird, die die rumänischen Schulden beim IWF und anderswo tilgen müssen.

Alexia wird bald acht und lernt jetzt Schach und Geige. Calin soll IT-Unterricht bekommen und später ein eigenes Leben führen, so gut es geht. Calin hat sich am Computer ein bisschen Englisch beigebracht. "I want to go to Germany", damit kommt er jetzt immer. Irgendetwas hat ihn auf die Idee gebracht, dass in Deutschland alles besser sei.

Draußen, an einem Boulevard im Norden, Richtung Flughafen, sitzt einer in einem gläsernen Bürohaus, mit Sekretariaten und Referenten und Modellflugzeug der eigenen Luftfahrtgesellschaft auf dem Schreibtisch, der kam zurück aus diesem Germany und ist einer der reichsten Männer Rumäniens, wie reich, das wisse er selbst nicht. "Das wüsste ich erst, wenn ich alles verkaufen würde", sagt Ion Tiriac, Flugunternehmer, Reiseunternehmer, Versicherungsunternehmer, Autoleasingunternehmer und noch einiges mehr, er sitzt da graubärtig und schmäler als zu den Zeiten, als er noch Boris Beckers Tennismanager war.

Sein Deutsch ist gerostet und einem rustikalen Englisch gewichen, er ist international unterwegs als Geschäftsmann und in Rumänien zu Hause. In diesem Land, das zeitweise "der Superstar in Europa war", so sieht er das, mit seinen sieben, acht, neun Prozent Wachstum, bis die Krise kam. Die Krise, ja, auch ihn habe sie getroffen. "Vor drei Jahren war ich dreimal reicher als jetzt." Aber es gehe ihm gut. "Ich kann dreimal am Tag essen und das Benzin für mein Flugzeug bezahlen, das ist für mich wie der Wagen zum Büro."

Tiriac raucht jetzt schlanke, weiße Damenzigaretten und hat hinter sich an der Wand die Tennisfotos aus großen Tagen, kennt "praktisch jeden" in Politik und Wirtschaft, "weil ich alt bin und weil ich ein Sportler war". Die Politik betrachtet er eher distanziert, "Politiker sind alle gleich, streiten sich, bekämpfen sich", sagt er; die Macht scheint er nicht wirklich im Parlament zu sehen. "Was kann ein Politiker mir schon antun?"

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Erwarten würde Tiriac, dass die Politik "den Motor wieder richtig zum Laufen bringt". Zu spät habe die Politik auf den Absturz des Superstars Rumänien reagiert, zu spät seien die drastischen Maßnahmen ergriffen worden, die Lohnkürzungen, beispielsweise. Die Lohnnebenkosten hätte er gern niedriger, die Gewerkschaften sind ihm zu mächtig, und der Kündigungsschutz, so wie er bisher war, hat in seinen Augen das Adjektiv "sozialistisch" verdient.

Ion Tiriac ist eine Stunde lang ein gesprächiger Herr von 72 Jahren, gern auch bereit, über Boris Becker zu plaudern, er treffe ihn gelegentlich, sein neues Baby habe Becker ihm gezeigt, woraufhin er, Tiriac, zu Becker gesagt habe: "Du hast eine schöne Frau, Boris. Lass das Baby lieber wie sie aussehen, nicht wie du."

Das Thema Adrian Sobaru dämpft seine Gesprächslaune. Er mag es nicht. "Lady", sagt Tiriac. "Ein Typ springt runter im Parlament. Ein anderer kommt unters Auto. Ein anderer bringt sich um, weil er verrückt ist oder warum auch immer. So was passiert überall."

Es war nichts Besonderes geschehen am Tag vor dem 23. Dezember, sagt Adrian Sobaru, es war vieles geschehen, die Nachrichten knäuelten sich im Kopf, Staatsschulden, noch mehr Staatsschulden und noch ein Korrupter in der Politik und noch ein bisschen Geld, das denen genommen wird, die es brauchen, und noch ein Lächeln dazu, nichts Besonderes, nur das Gefühl, dass es kein Licht gibt irgendwo, "dass wir Zahlen sind, sonst nichts, und dass wir weiterlaufen wie Roboter, und wir sagen es nicht, das Rückgrat haben wir nicht", so dachte er, und schrieb diesen Brief und sagte Madalina nichts davon und stand dann auf, morgens um drei.

Schrieb diese Sätze aufs T-Shirt, falls die Stimme nicht reichen würde. Wollte der Regierung und den anderen etwas sagen, sagte etwas, da oben auf dem Balkon, und weiß nicht mehr was, Zukunft und Kinder und Brot, irgend so etwas, das letzte Wort jedenfalls war Freiheit, und danach, sagt Adrian Sobaru, danach war Adrenalin und Zittern und Kontrollverlust, das Hemd musste er aufreißen, die Finger wollten nicht, er sah nach unten, sah niemand Konkretes an, hatte eigentlich nur geplant zu schreien und nicht zu springen, aber vielleicht fand er, da oben, dass die Wörter nicht reichten oder dass er die richtigen nicht hatte, er weiß es nicht mehr, den Moment, als er sich in die Luft warf, er weiß ihn nicht mehr, er landete, die lederbezogene Bank fing ihn ab, und er überlebte, er lag da unten im Blut und weiß es nicht mehr, und immer noch, erfuhr er später, habe er das Wort "Freiheit" gesagt, immer noch dasselbe Wort.